



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1909**

1 (1909)

---

# Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht“ 1909.

## I. Gedichte.

	Seite
Neujahrslied . . . . .	2
Muttersprache . . . . .	26
Im Frühling . . . . .	50
In der Osternacht . . . . .	74
Der wahre Matenbaum . . . . .	98
Das eucharistische Brot . . . . .	122
Frühling . . . . .	137
Heimweh . . . . .	146
Gottes Ratsschluß . . . . .	162
Rauschen des Kornfeldes . . . . .	162
Was fragst denn du? . . . . .	170
Herbst . . . . .	194
Bergfriedhof . . . . .	218
Das Kreuz am Wege . . . . .	242
Wenn du noch eine Mutter hast . . . . .	248
Weihnachtsbaum . . . . .	256

## II. Missionsnachrichten.

1. Mariannhill: Ein gutes neues Jahr . . . . .	2
Ein origineller Brief . . . . .	3
Auf nach Mariannhill . . . . .	23
Gäste in Mariannhill . . . . .	26
Auf dem Weg nach Mariannhill . . . . .	50
Glockenweihe in Mariannhill . . . . .	74
Bauten in Mariannhill . . . . .	80
Wie ich ins Kloster kam . . . . .	98
Mariannhiller Weihnachtswünsche . . . . .	134
Unsere Kaffernkapelle . . . . .	146
Heranbildung schwarzer Lehrer . . . . .	151
Der Hochw. Abt Franz Pfanner . . . . .	170, 194
218, 242, 267	
Eine seltene Schulkommission . . . . .	202
Unsere Mädchen-Nahschule . . . . .	211
Wandern und Stillestehen 212, 237, 261, 282	
Fest der ersten hl. Communion . . . . .	251
Jahres-Statistik . . . . .	266
Die Mariannhiller Frage ist gelöst . . . . .	218
2. Ezenstschau: Erinnerung eines Hundertjährigen 3, 28	
52, 76, 101, 129, 157, 177, 201, 229, 252	
Aus Dankbarkeit . . . . .	36
Meine erste Reise nach den Stationen . . . . .	132
Unsere Erstkommunikanten . . . . .	272
3. Citeaux: Der Bergwaldsturz . . . . .	201
4. Emaus: Aus meinem Tagebuch 35, 57, 83, 106, 127, 156	
180, 201, 234, 253, 277	
5. Himmelberg: Nach der Taufe keine Sünde mehr . . . . .	100
Schlangenaubenteuer . . . . .	126
6. Keilands: Von Mariannhill nach Keilands . . . . .	6, 34
Unsere neue Missionsstation St. Josef . . . . .	10
Ein pastoreller Ausflug . . . . .	65, 88
Vergeblische Arbeit . . . . .	78
Ein Sonntag im Tembuland . . . . .	105
Aus dem Missionsleben in Keilands . . . . .	165, 183
Aller Anfang ist schwer . . . . .	228
7. Lourdes: Maria hat geholfen . . . . .	42
Benediktion einer Missionskirche . . . . .	249
8. Mariafinden: Missions-Erinnerungen . . . . .	12, 31, 55
Schul-Einweihung . . . . .	63
Schul- und Weihnachtsspiele . . . . .	134
Ein beschwerlicher Missionseritt . . . . .	171
9. St. Michael: Nun hab ich vollbracht . . . . .	125
Ich habe eine Speise zu essen . . . . .	148
Ein sonderbarer Taufkandidat . . . . .	190
Im kindlichen Eifer . . . . .	204
Wer ist u. Tixo? . . . . .	239
10. Mariatal: Mißglückte Heirat . . . . .	46
Dieser ist gesekt . . . . .	199
11. Maria Tesgte: Bei der Aehrenlese . . . . .	117
12. Maria Trost: Bei der Aehrenlese . . . . .	40
Missionsverhältnisse . . . . .	86
Domine, da mihi animas! . . . . .	226
Firmung in Mariatrost . . . . .	270

13. Mariazell: Benediktion der Missionskapelle . . . . .	104
Nochmals dem Tode entronnen . . . . .	109
14. Ratschitz: Domine, da mihi animas! . . . . .	58, 82
15. Reichenau: Der Kaffer als Landwirt . . . . .	38
Komm, wir wollen zu den Amaroma gehen . . . . .	62
Gott läßt seiner nicht spotten . . . . .	108
Das Ernteleben in Südafrika . . . . .	206
16. St. Josef: Unsere neue Missionsstation . . . . .	13, 159
17. St. Isidor: Verscherte Gnade . . . . .	60
18. Monte Cassino: Ein Besuch in Monte Cassino . . . . .	268

## III. Apologetisches. (P. Brors S. J.)

Fortschritt . . . . .	14
-----------------------	----

## IV. Religiöses.

Die hl. Familie in Aegypten . . . . .	15, 41, 67, 89
Ein Gnadenkind . . . . .	15, 41, 67, 89, 113, 133, 161, 185
209, 233, 257, 281	
Die hl. drei Könige . . . . .	19
hl. Familie in Nazareth . . . . .	112
Jesus im Tempel . . . . .	138, 161
Ave Maria . . . . .	167
Tod des hl. Josef . . . . .	185
Verherrlichung des hl. Josef . . . . .	209
Macht der Fürbitte des hl. Josef . . . . .	233, 257, 281

## V. Erzählungen.

Hilfe des hl. Josef auf hoher See . . . . .	16
Von Pavianen geraubt . . . . .	17, 43, 68, 90, 114, 139, 162, 186, 210
235, 258	
Ein merkwürdiger Fall . . . . .	47
Verehrung des hl. Josef . . . . .	63
Das Band der Liebe . . . . .	88
hl. Josef als Klosterverwalter . . . . .	92
Eucharistie-Legende . . . . .	93
Eine Hundertjährige . . . . .	94
Ein südafrikanischer Martyrer . . . . .	122
Treu bis in den Tod . . . . .	137
Um Jesu willen . . . . .	182
Ein Besuch am Kilimanjaro . . . . .	223
Allerjeden . . . . .	246

## VI. Abhandlungen.

Altheidnische Kafferngebräuche . . . . .	152, 188
Südafrikanisches Kaffergemisch . . . . .	173, 255

## VII. Verschiedenes.

Bischof von Linz † . . . . .	40
Heuschreckenschwarm . . . . .	71
Apothekerlatein . . . . .	72
Bischof von Würzburg . . . . .	74
Seigen Hunde Erdbeben an? . . . . .	95
Hebung versunkener Schätze . . . . .	95
Rot, die Farbe der Tropen . . . . .	110
Gruselige Geschichte . . . . .	112
Ein Ueberfall . . . . .	119
Die Häuslichkeit . . . . .	119
Wie schnell läuft ein Hase? . . . . .	143
Instinkt des Ichneumons . . . . .	143
Die Witwenfahne . . . . .	145
Aus Johannesburg . . . . .	154
Wann soll der Eitersegen erfüllt werden? . . . . .	191
Ein Herz von Stein . . . . .	215
Leichtes Mittel reich zu werden . . . . .	232
Bevölkerung von Natal . . . . .	266
Trias Hill . . . . .	276
Eine Maschonasage . . . . .	284
Weihnachten bei den Indianern . . . . .	286
Das Christfest . . . . .	287



# Illustrationen.

I. Personen.	Seite
Postulanten . . . . .	7
Gäste in Marianahill . . . . .	27, 29
Lord Selborne . . . . .	31
Br. Cletus . . . . .	33
Bischof Doppelbauer † . . . . .	40
P. Nembard, Prior mit Br. Garcia . . . . .	51
Bischof von Würzburg . . . . .	74
Die Hundertjährige Elise Eberl . . . . .	83
Br. Nivard . . . . .	94
P. Idephons . . . . .	108
Postulanten . . . . .	117
P. Odilo . . . . .	121
P. Innocenz . . . . .	145
Abt Franz 169, 195, 221, 222, 243, 244 . . . . .	245
Königin von Holland . . . . .	187
Bischof Hittmair von Linz . . . . .	203
Schulkommission . . . . .	208
Mr. Plant . . . . .	217
P. Abt Gerard . . . . .	271
Postulanten . . . . .	277
P. Robert und Br. Zacharias . . . . .	277

II. Bilder aus dem Missionsleben.	Seite
Gottes Segen zum neuen Jahr . . . . .	1
Ausflug der Schulknaben in Mariannhill . . . . .	5
Missionsstation Keilands . . . . .	9
Schule in Keilands . . . . .	9
Verendes Kaffernkind . . . . .	25
Kaffernkinder . . . . .	49
Rückzug in die Abtei . . . . .	53
An der Quelle . . . . .	56
Schweftern zu Pferd . . . . .	57
Ausstellung der Suppe . . . . .	59
Bruder im Urwald . . . . .	61
Mädchen am See . . . . .	73
Chor der Kirche in Mariannhill . . . . .	76
Erstkommunikanten in Mariannhill . . . . .	79
Neue Kirche zu Ratschütz . . . . .	81
St. Isidor . . . . .	82
St. Isidor . . . . .	83
Franziskusschule in Mariannhill . . . . .	84
Das große Kreuz in Emaus . . . . .	85
Im Orangengarten in Mariannhill . . . . .	85
Maria Trost . . . . .	87

	Seite
Erste Niederlassung	88
Kastende Kaffernmädchen	90
Maienkönigin	97
Kirche in Loteni	99
Mädchen bei der Feldarbeit	101
Steingruppe bei Clairvaux	107
Tanz im Kraal	111
Auf dem Weg zur Schule	112
Christl. Kaffernhochzeit	118
Christl. Kaffernfamilie	123
Schlafende Kinder	124, 125
Mädchen am Brunnen	127
Kaffern beim Pflügen	130
Station Ezenkoshau	132
P. Dominikus verteilt Kleidungsstücke	134
Weihnachtsspiel	135
Neue Pforte in Mariannhill	140
Ein Tänzchen	142
Die Musikkapelle in Mariannhill	147, 250
Kinder bei der Mahlzeit	149
Kaffernfrauen	153
Amabele Ernte	156
Christliche u. heidnische Kraals	160
Krankenhause in Mariannhill	165
Belende Kinder	167
Fuhrwerk	184
Frau im Maisfeld	189
Gerbrochene Flasche	193
Leichenzug des Abt Franz	196, 197
P. Solanus erteilt Unterricht	198
Waldstirzbach in Citeau	199
Mädchen waschen Kleider	200
Die fünf Vokale	206, 262
Näherschule in Mariannhill	212, 213
Feigenbaum in Mariannhill	214
Kaffernmädchen	225
Orangenernte in Mariannhill	227
Wahrsagerin	228
Schweftern decken eine Hütte	230
Umzumbisfluß	238
Mädchen mit Kehrbesen	241
Kaffernweib	255
Bananentraube	260
Paw-Paw. Früchte	263
Schulknabe	265

	Seite
Station Emaus	267
Kirche u. Christengemeinde in Monte-	
Cassino	269
Hütte für Affenwächter	270
Fronleichnamsmädchen	273
Gesangsübung	275
Triasbill	276
Schulknaben bei der Arbeit	278
Öwergpalme	280
Nebenfluß des Umhlatusane	282
Christbeherung	286

## III. Religiöse Darstellungen.

Die hl. drei Könige . . . . .	19, 20, 21, 22
Das eiserne Kreuz . . . . .	84
Heiligsprechung der Jungfr. v. Orleans . . . . .	224
Das Kreuz am Wege . . . . .	248
Muttergottes . . . . .	283

## IV. Länder- und Völkerkunde.

Diamantmine . . . . .	37, 39
Blömfountain . . . . .	43
Strand bei Durban . . . . .	44
Johannesburg . . . . .	45
Strassenbau in Sanstbar . . . . .	47
Am Ufer der Lagune . . . . .	63
Reede von Sanstbar . . . . .	64
Brunnen in Sanstbar . . . . .	65
Kaktus in Durban . . . . .	71
Feigenbaum in Durban . . . . .	98
Hochwasser in Mittenberg . . . . .	103
Seidenasse . . . . .	105
Sypresen-Allee . . . . .	115
Ueberfall . . . . .	119
Kaffernpolizei . . . . .	150
Seppellins Luftschiff . . . . .	151
Pyramide in Ägypten . . . . .	155
Der kleine Findling . . . . .	163
Afrk. Kaffengemisch . . . . .	173, 174, 175, 176, 177-183
Beriri . . . . .	231
Kind am Morgen . . . . .	247
Mutterglück . . . . .	259
Die Elefanten des Königs Pyrrhus . . . . .	285

Das „Vergißmeinnicht“ verbreiten  
heißt die Mission ausbreiten.



# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:  
Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.  
Nr. 1

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Uebersetzungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Wohlthätern wird  
das Vergißmeinnicht  
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Neger in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschn. i der  
Postanweisung.



Köln a. Rh.  
Januar 1909.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Gottes reichsten Segen im neuen Jahre  
wünscht dir die kleine Schwarze.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Neujahrslied.

Mit der Freude zieht der Schmerz,  
Traulich durch die Zeiten,  
Schwere Stürme, milde Weste,  
Bange Sorge, frohe Feste,  
Wandeln sich zur Seiten.

Und wo eine Träne fällt,  
Blüht auch eine Rose.  
Schön gemischt, noch eh' wir's bitten,  
Ist für Thronen und für Hütten  
Schmerz und Lust im Lose.

War's nicht so im alten Jahr?  
Wird's im neuen enden?  
Sonne wallen auf und nieder,  
Wolken gehn und kommen wieder,  
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns  
Wägt mit rechter Wage,  
Jedem Sinn für seine Freuden,  
Jedem Mut für seine Leiden  
In die neuen Tage.

Jedem auf des Lebens Pfad  
Einen Freund zur Seite,  
Ein zufriedenes Gemüte,  
Und zur stillen Herzensgüte  
Hoffnung ins Geleit! —

Joh. Peter Gebel.

### Ein gutes neues Jahr!

Im Verein mit allen unseren Patres, Brüdern und Schwestern, sowie unseren schwarzen Schülern, Katechumenen und Neubekehrten wünschen wir unseren geehrten Lesern, Freunden und Wohltätern ein recht gutes, gottgesegnetes neues Jahr! Bei diesem Anlaß danken wir auch all' jenen, die uns irgendwie im Laufe der Jahre, sei es in materieller, sei es in geistiger Beziehung, Gutes getan, und sagen ihnen dafür ein aufrichtiges, aus innerstem Herzen kommendes „Vergelt's Gott!“

Mariannhill hat Grund, auf das verflossene Jahr mit Genugtuung und speziellem Dank gegen Gott zurückzublicken, hat doch während desselben sein Missionswerk einen neuen, höchst erfreulichen Aufschwung genommen: Die alten Missionszentren haben sich erweitert, da und dort wurden neue Katecheseinstellen, zum Teil sogar mit eigenen Schulen und Kapellen, eröffnet, „St. Joseph“ bei Ladysmith wurde neu gegründet, Triashill in Rhodesia endgültig besetzt, und dazu von den Jesuiten in Keilands drei Missionsstationen übernommen.

Doch wichtiger noch als all das erscheint uns der im Laufe des letzten Jahres eingeleitete Plan, dem Missionskloster Mariannhill neue, seinem besonderen Beruf entsprechende Konstitutionen zu geben. Die diesbezüglichen Verhandlungen mit dem Orden und dem Apostolischen Stuhl sind allerdings noch nicht beendet, und dürfte es überhaupt noch geraume Zeit anstehen, bis sie definitiv zum Abschluß gelangt sind, immerhin jedoch glauben wir, unseren geehrten Gönnern und Wohltätern hierüber folgende Mitteilungen machen zu dürfen:

Der Orden der Reformierten Zisterzienser, wie die kirchliche Bezeichnung der Trappisten lautet, war allmählich selbst zur Einsicht gekommen, daß Mariannhill infolge seines Missionswerkes eigener Konstitutionen bedürfe, weshalb unser hochwürdigster Vater General, Dom. Augustin Marre, in einem Schreiben vom 2. Februar 1908 sämtliche Mariannhiller Kapitulare aufforderte, auf einer Plenar-Konferenz auf Grund ihrer Erfahrungen im Missionsleben frei und

offen ihre diesbezüglichen Wünsche und Vorschläge darzulegen. Präsident dieser Konferenz sollte im Einvernehmen mit der Congr. de Propaganda Fide der hochwürdigste Apostol. Vikar von Transvaal, Dr. William Miller, sein.

Die angeregte Konferenz tagte in Mariannhill vom 11. bis 18. Mai 1908. Auf derselben wurden nach eingehender Beratung für unser Haus neue Konstitutionen entworfen, die sich jedoch, soweit wie möglich, an die alten, im Ref. Zisterzienserorden geltenden angeschlossen; denn es war uns bloß darum zu tun, bei der weiten Entfernung von Rom und den eigentümlichen Verhältnissen der Mission die nötige Selbstständigkeit und Bewegungsfreiheit zu gewinnen, sonst aber wollten wir Zisterzienser und wahre Ordensleute mit feierlichen Gelübden bleiben.

Migr. Miller, dem wir für seine außerordentlichen Bemühungen in dieser Angelegenheit hiemit öffentlich unsern verbindlichsten Dank aussprechen, sandte die von sämtlichen Kapitularen einmütig unterzeichneten Vorschläge und Entwürfe nach Rom, von wo uns sodann unterm 22. August 1908 von Sr. Eminenz Kardinal Gotti eine Erklärung zugeht des Inhalts: „Es sei der hl. Kongregation (de Propag. Fide) sehr darum zu tun, diese Angelegenheit zu einem endgültigen Abschluß zu bringen; da es sich jedoch um eine sehr wichtige Sache handle, nämlich die Konstituierung eines neuen Institutes zu einem wahren Orden mit dem Rechte feierlicher Gelübde, und um die Approbation der vorgelegten Regeln, nach denen das Leben eines Mönches in der Mission zu bestimmen und festzusetzen ist, so sei vorauszusetzen, daß der Abschluß dieser Angelegenheit mehr Zeit als gewöhnlich erfordern werde.“

Dies der gegenwärtige Stand der Frage (1. Okt. 1908). Gebe Gott, daß diese für's Missionskloster Mariannhill so hochwichtige Frage noch im Laufe des neuen Jahres zu einem befriedigenden Abschluß gelange! An unsere geehrten Freunde und Wohltäter aber stellen wir die herzliche Bitte, uns auch fernerhin treu zu bleiben, und das schöne, bisher vom augenscheinlichen Segen Gottes begleitete Werk der Mission nach Kräften zu unterstützen.



# Ein origineller Brief

oder:

Das zarte Gewissen eines Neubekehrten.

Marianhill  
June 6<sup>th</sup> 1903

Dear Sir.

In the name of the  
father, Son and holy ghost.  
I bring this shilling to you  
because it was not belong  
to me, but to you. I had  
take it without permission.  
I simply deceived the store  
keeper. I had take the  
bottle of Pain-killer. I  
couldn't pay money. But  
now, I had been thinking  
about ten commandments.  
Consequence till I reached the  
7<sup>th</sup> one. Oh it make me  
sick here.

No body knows except  
my God. Received this  
shilling with kindness and  
love to God who touch  
my stony heart. I remain  
The with great wishes

True thy faithful  
servant  
Pardon me  
Oh pardon me

Ein Kaffernjunge hatte in einem Store (Kaufladen) heimlicherweise eine Flasche Medizin entwendet. Später kam er in die Schule nach Marianhill, und da drückte ihn das Gewissen. Er schickte nun dem Eigentümer des Stores, einem reichen Engländer in der Kapkolonie, als Ersatz hierfür einen Schilling und schrieb dabei zugleich einen englischen Brief, den wir hiemit in photographischer Reproduktion wiedergeben. Wir versuchten zwar, ihn möglichst getreu ins Deutsche zu übersetzen, doch ist das stellenweise rein unmöglich. Mr. Strachan, der Adressat, sandte uns das Original mit dem Bemerkten zu, dieser Brief habe ihn trotz all seiner Mängel mehr gefreut, als 1000 andere in perfektem Englisch geschriebene.

Marianhill, 6. Juni 1903.

Lieber Herr!

Im Namen des Vaters, Sohn und hl. Geist. Ich bring diesen Schilling zu Euch, weil er war nicht gehören zu mir, sondern zu Euch. Ich hatte nehmen ihn ohne Erlaubung. Ich einfach tauschte den Storekeeper (Kaufmann). Ich tat nehmen die Flasche von Schmerz-Döter. Ich nicht tat zahlen Geld. Aber jetzt ich bin gewesen denkend über zehn Gebote. Folge bis erreichte ein siebentes. Welches machen mich krank. Sicher. Kein Mensch weiß ausnehmend mein Gott. Empfange diesen Schilling mit Freundlichkeit und Liebe zu Gott. Ich verbleibe dein mit großes Wünschen

treu dein ergebener Diener

Verzeih mir, oh verzeih mir!

## Erinnerungen eines Hundertjährigen.

Von Schw. Engelberta.

Ezenstochau. — Täglich, wenn die liebe Morgen Sonne aufgegangen, wandere ich mit unserer guten Schwester Ludowika von unserer Missionsstation hinaus ins nahe Christendorf. Sie ist Kindergärtnerin und nimmt unter Tags all die Kleinen in liebende Obhut, die bei der dortigen Kinderbewahranstalt von allen Himmelsgegenden zusammenkommen; ich selbst aber habe seit März 1908 die hart nebenan liegende Tageschule übernommen, die von mehr als 70 schwarzen Kindern besucht wird. Es ist ein gar liebes, trautes Nentchen, welches uns da von der göttlichen Vorsehung zuteil geworden, und mit Gottes Gnade läßt sich bei den lieben Schwarzen mit ihren empfänglichen Kinderherzen viel Gutes tun. Täglich danken wir Gott von neuem dafür, und treten zusammen mit Lust und Freude unsere Morgenwanderung an.

Die Tageschule ist etwa zwei Kilometer von der Missionsstation entfernt. Links vom Weg liegt eine hohe, steile Bergwand, rechts eine Pinien-Allee und ein ansehnlicher Obst-



garten; von der Höhe grüßen freundliche Waldanlagen, meist Casuarien und Eukalyptus, während hohe, langgestreckte Bergrücken, welche den Unzimintulu vom Inquanguane trennen und in einzelnen Schluchten mit dichtem Urwald bestanden sind, den würdigen Abschluß der hochromantischen Landschaft bilden. Langsam ersteigen wir die ins Dorf hinaufführende Höhe, und bewundernd hängt unser Auge an den vielen schmucken Häuschen, die hier im Centrum und dort in weitem Bogen den Hügeln und Salben entlang in stillem Frieden gelagert sind. Unsere Bewunderung steigt, wenn wir bedenken, daß hier vor zwanzig Jahren nur armelige Kaffernkraale standen, und daß unter all den vielen Bewohnern kaum ein einziger Katholik zu finden war.

Sobald wir den ersten Hütten und Häuschen nahen, die meist mit Stroh gedeckt und von einigen Feldern und Gärten umgeben sind, laufen uns schon von ferne die lieben Kleinen entgegen. Da kommt Josimus und Marianus, Joseph und Ivo, Elisabeth, Rudmilla, Albina und wie sie alle heißen mögen, die kleinen pausbackigen Buben und Mädchen, reichen ihre drallen, schwarzbraunen Händchen zum Gruß, sprechen ihr „Sakubona inkosazana“, stecken ihre Stumpfnäschen in unsere Taschen hinein, in der stillen Hoffnung, daß sich darin auch für sie etwas finden müsse, und begleiten uns sodann, indem sich das eine an den Habit, das andere ans Stapulier, den Gürtel oder, was es eben noch erwischen kann, hängt, zur Tageschule, und haben auf dem ganzen Weg gar vieles zu fragen und zu erzählen.

Etliche Hundert Schritte links von der neuen Schule steht an einem schmalen Seitenpfad die Hütte eines uralten Männchens, Leonhard mit Namen. Er ist der Großpapa von manchem der Kleinen, die uns da begleiten, und deren fröhliches Lachen und Rufen ihn aus seiner Hütte lockt. Welch' ein Gegensatz! Hier die frische, stürmische, nimmer ruhende Jugend, und dort der alte, abgelebte Greis, und doch ist auch er ein „Kind“ in des Wortes schönster Bedeutung. Leonhard mag bald seine hundert Jahre zählen — genau kann man's bekanntlich bei einem Kaffer nie sagen, — hat er doch noch Tschaka und seine wilden Horden gesehen, doch sein Verstand ist noch hell und klar, sein Auge frisch und die Stimme klangvoll und stark, nur die Füße wollen ihn seit einiger Zeit nicht mehr recht tragen. Seine Sprache ist überaus blumenreich, und wenn er von den Tagen seiner Kindheit und den Heldentaten seines vielbewegten Lebens zu erzählen beginnt, da lauscht jung und alt, weiß und schwarz mit gleichem Interesse. Weit und breit genießt der gute Alte ein gewisses Ansehen; manche unserer Missionäre, die gerade auf der Durchreise durch Ezenstochau begriffen sind, machen ihm, einem der ersten und besten unserer Christen, einen freundschaftlichen Besuch, und selbst Engländer sah ich schon vor seiner Hütte sitzen und seinen Worten lauschen.

Wir Schwestern standen bei ihm von jeher besonders hoch in Ehren. Sobald er unser ansichtig wird, leuchtet sein Auge freudig auf. Er humpelt uns entgegen, nennt uns seine weißen Kinderchen und fühlt sich nicht wenig geschmeichelt, wenn wir ihn als „Großväterchen“ begrüßen. Eines schönen Tages hatte ich einen förmlichen Vertrag mit ihm geschlossen. Ich hatte ihm nämlich versprochen, ich wolle jeden Tag nach dem Unterricht auf ein halbes Stündchen

zu ihm kommen, er aber müsse dann in dem Schatzkästchen seiner Erinnerungen kramen, was er ja ohnehin so gerne tut, und müsse mir von erster Kindheit an alle seine Erinnerungen erzählen. Ich fügte bei, ich würde seine Geschichte zu Papier bringen und hinüberschicken über's große Weltmeer, damit sie auch dort von unsern Angehörigen, Freunden und Wohltätern gelesen würde. Der Plan fand seine volle Zustimmung, und heute sollte zu dessen Ausführung der Anfang gemacht werden.

Ich hatte mir gleich eine große Schiefertafel mitgenommen, denn der reiselige Alte weiß gar viel zu erzählen, hat ein reichbewegtes Leben hinter sich und pflegt alles so ins Kleinste zu zeichnen und auszumalen, daß man ohne ein Hilfsmittel unmöglich alles merken kann. Leonhard kannte den Zweck meines Besuches; er begrüßte mich zunächst auf das freundlichste, versicherte mir, noch bevor ich Zeit fand, mich nach seinem werten Befinden zu erkundigen, daß er sich trotz seiner Jahre außerordentlich wohl fühle; er habe noch keinen Zahn verloren, sehe so scharf wie ein Junger, und flechte jeden Tag seine Körbe, . . . nur die Füße, die leidigen Füße, die wollen nicht mehr parieren. Ja, vor kurzem, da war's noch anders gewesen, da konnte er noch jeden Tag zur hl. Messe in die Kirche gehen, und vor vier Jahren hatte er noch gelegentlich einer Hochzeit den weiten Weg von Ezenstochau nach Mariannhill (etwa 100 englische Meilen) hin und zurück zu Fuß gemacht. Jetzt aber wollen sie ihn kaum mehr ein paar Schritte weit tragen. . . Doch zur Sache! Die Inkosazana ist da, und der muß er heute seine Geschichte, — doch, was sage ich?, — den Anfang seines tatenreichen Lebens erzählen. Er legt also zunächst ein Ziegenfell zurecht, mir aber schiebt er sein nächtliches Kopfkissen, ein hölzernes, dreibeiniges Schemelchen zu, daß ich mich dessen als Sitz bediene, dann nimmt er nach Kaffernart mit großer Andacht und Umständlichkeit eine kräftige Priße, setzt sich in feierliche Positur und beginnt endlich seine Erzählung:

„Inkosazana, Herrin“, begann er, „ich war von Beginn meines Lebens an ein merkwürdiges Kind; Gott hatte seine geheimen Absichten mit mir und führte mich wunderbare Wege. Du wirst dich sicherlich wundern über gar manches, was ich dir erzählen werde, und wirst dabei ungläubig den Kopf schütteln, denn ich weiß, ihr Weiße glaubt einem nicht alles gleich aufs Wort, ich aber sage dir, — und dabei hob er mit gebieterischem Ernst den Finger in die Höhe — daß ich nur die reine Wahrheit rede und nur das erzähle, was ich entweder selbst erlebt und dessen ich mich noch genau erinnere, oder was mir meine Eltern und sonstigen Freunde über meine Kindheit und ersten Lebensjahre berichteten. Du wirst große Augen machen und die Arme ausbreiten in maßlosem Staunen, und die Weißen drüben überm großen Weltmeer, welche diese meine Geschichte lesen werden, mögen anfangs wohl glauben, ich wolle nur erdichtete „Abenteuer“ erzählen und mich groß machen mit erlogenen Heldentaten, doch da geschähe mir großes Unrecht. Inkosazana, sag' und schreibe es den guten Weißen, die ich so sehr liebe — ja, ich achte und liebe sie, denn sie haben uns von der blutigen Herrschaft der grausamen Könige Tschaka und Dingaan befreit, sie haben uns auch den wahren Glauben gebracht und uns zu Christen und Kindern Gottes gemacht. — sag' ihnen also, daß ich nichts Erdichtetes





Ausflug der Schulknaben von Mariannhill über den Umsasfluss in Begleitung von P. Thomas Neuschwanger und Br. Felix Martin.

erzählte, sondern daß ich nur reden wollte von Gottes großen, wunderbaren und erbarmungsvollen Wegen. „Egameni lika“ 'Nkulunkulu, im Namen Gottes, des Großen-Großen, beginne ich meine Geschichte!

„Geboren bin ich vor vielen, vielen Jahren. Meine Freunde und Altersgenossen sind schon alle

hinübergegangen. Wie im Wald die Bäume absterben, jetzt dieser, jetzt jener zu Boden sinkt und vermodert, so starben sie, der eine früher, der andere später hinweg. Kaum einer von ihnen ist übrig geblieben, und die wenigen, die noch leben, sind äußerst gebrechlich, halb blind und taub und von schwacher Taifungs-



kraft, sodaß man kaum noch ein vernünftiges Wort mit ihnen reden kann. Wo war nun meine erste Heimat? O, es war ein gar schöner, prächtiger Platz drinten am Umhlimbitwa-Fluß. Nur eines fehlte uns damals: der Friede. Weder bei Tag, noch bei Nacht waren wir sicher, von einem Impi (Heereshaufen) des grausamen Tschaka aufgesucht zu werden, um Tage lang von einem Versteck ins andere zu flüchten, wie ein gehegtes Wild. Krieg und Hungersnot waren damals heimisch geworden im schönen Zululand.

Chief unseres Stammes war Mtinkulu, ein noch junger Mann. Er hatte viele junge Weiber zu gleicher Zeit genommen, und daher wimmelte es in seinem Kraal von Kindern, die fast alle gleichen Alters waren. Mein Vater hieß Kongela und rühmte sich, des Königs Freund und Berater zu sein. Unsere Hütte stand nahe beim Königskraal, und mein Vater ging dort stündlich aus und ein. Nur einmal hätte er sich mit dem König beinahe überworfen, als er nämlich Notswindha, meine Mutter, auf welche der Fürst ob ihrer Schönheit und Größe ebenfalls ein Auge geworfen hatte, heiraten wollte. Doch schließlich söhnten sie sich wieder aus, Mtinkulu überließ das Intombi (Mädchen) meinem Vater, und die Hochzeit wurde nach altheidnischem Brauch mit vielem Lärmen, Singen und Tanzen gefeiert.

Nun traf es sich, daß meine Mutter — sie war das erste Weib meines Vaters, der damals noch in jungen Jahren stand — in gesegneten Umständen war. Es herrschte aber solche Unruhe im Land, daß meine Mutter in übergroßer Furcht und beständigem Schrecken zu kränkeln anfang, und schon hatte man Mutter und Kind aufgegeben. Eines Tages aber, als gerade eine ungeheure Menge Volkes zu einem Biergelage im Königskraal zusammen gekommen war, schenkte mir die Mutter, allerdings unter persönlicher Lebensgefahr, das Leben. Man rief den Vater, und er trug mich sofort jubelnd hinaus und zeigte mich dem versammelten Volk. Wer aber beschreibt das allgemeine Erstaunen, als man sah, daß ich schon fast aufrecht im Arme des Vaters saß, frisch und fröhlich, als wäre ich schon mehrere Monate alt, dareinsah, und im Mund — schon sämtliche Zähne hatte! „Ein Wunderkind, ein Wunderkind!“ schrien alle, und mein Vater nannte mich teils nach seinem Stamm, teils nach meinem merkwürdigen Außern „Duma“, den Wunderbaren.

Der gute Alte machte eine Pause und wischte sich in glücklicher Rührung eine Träne aus dem Auge. „Inkosazana“, fuhr er fort, „glaubst du meinen Worten? Sieh, ich rede die Wahrheit, und oft und oft haben mir meine Angehörigen von meiner seltsamen Geburt erzählt. Uebrigens schaue her!“ — Und nun hielt mir der Hundertjährige seinen offenen Mund hin, und darin blinkten, rein wie Elfenbein, zwei tadellose Reihen der schönsten Zähne! Ich dachte unwillkürlich an Moses, von dem die Schrift bezeugt: „Er war 120 Jahre alt, und kein Zahn wankte ihm.“ 5. Mos. 34, 7.

Doch laß dir weiter erzählen. In verhältnismäßig kurzer Zeit konnte ich sitzen, stehen und gehen, und die geistige Entwicklung hielt mit der leiblichen gleichen Schritt. Nun aber komme ich auf meine liebe Mutter zu sprechen. O, ihr Andenken ist mir bis zur Stunde heilig! In meiner Jugendzeit und auch in den späteren Mannesjahren, da ich noch ein

Heide war, und den einzigwahren Gott nicht kannte, betete ich viel zu den Amadhlozi, den Geistern unserer Vorfahren, namentlich aber schrie ich in jeder Not zum Schutzgeist meiner Mutter. O, gute Mutter, was hast du für mich getan, gelitten! — Inkosazana, meine Mutter, hat aus sieben schrecklichen Wunden geblutet, hat sterbend für mich gekämpft, mit rohen Kriegsleuten gerungen wie eine Löwin für ihr Junges! — Abermals machte der Hundertjährige eine Pause, er schloß die Augen, brach ganz in sich zusammen und versank in tiefes Nachsinnen. . . . Ich gestehe, es wurde mir dabei ganz eigentümlich zu Mute; ich sah, wie er weinte, bitterlich weinte, in rührendem Andenken an seine gute Mutter, die, wie ich nun wußte, das Leben für ihn gelassen. . . .

Endlich begann er wieder, doch in ganz eigentümlichem, feierlichem Tone: „Es ist ganz stille hier; niemand ist in der Hütte, als wir zwei, und dennoch ist mir, als sehe ich eine dritte, ein junges, kräftiges Weib, mit einem Kinde auf dem Rücken. Und sieh, wie das gute Weib so mutig ihr Kind verteidigt! Schon ist sie voll Blut, aus sieben schrecklichen Wunden rinnt es an ihrem Leibe nieder, und noch immer kämpft sie gegen diese Tiger, die grausamen Krieger des unmenschlichen Tschaka. . . . Doch, ich will der Erzählung nicht vorgreifen, sondern will dir alles der Reihe nach erzählen.“ (Fortf. folgt.)

### Von Mariannhill nach Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweitzer, O. C. R.

Ich war noch Neopresbyter; erst wenige Wochen zuvor hatte ich in Mariannhill meine Primiz gefeiert, und nun sollte ich im Auftrage meiner Obern nach Keilands gehen, um in der dortigen, von den Jesuiten übernommenen Mission als Pfispriester tätig zu sein. Bruder Leander sollte mich dabei begleiten.

Dienstag, den 11. August 1908, abends 5 Uhr, verließ unser Schiff, der deutsche Dampfer „Bürgermeister“, unter den fröhlichen Klängen weithin schallender Blechmusik den Hafen von Durban. Zwei kleine Dampfer geleiteten uns hinaus auf die hohe See; auch die Sonne, welche den ganzen Tag über hinter düsteren Wolken versteckt gewesen war, blickte auf einmal gar freundlich hervor, und wünschte uns eine „glückliche Fahrt!“ Noch ein Blick auf das im milden Glanz der Abendsonne liegende Durban mit seinem herrlichen Panorama, dem prächtigen Häusermeere mit der neuen imposanten „Townhall“ in der Mitte, dem „Bluff“ und seinem Leuchtturm zur Linken, und der mit den schönsten Gärten und Villen geschmückten „Berea“ im Hintergrunde, . . . in Gedanken noch ein Sprung nach dem lieben, trauten Mariannhill, das vier Jahre hindurch meine zweite Heimat gewesen war, — und dann ging es vorwärts, unserem nächsten Reiseziele, East London, und meinem neuen, noch unbekannten Heim, dem der hl. Familie geweihten Keilands zu.

Die Fahrt auf hoher See gefiel mir über alle Maßen! Stolz bahnte sich unser stattliches Schiff seinen Weg durch die ziemlich bewegte See. Zuweilen schwankte und schaukelte es sogar ganz bedenklich, sodaß mancher der ehrsamten Passagiere in den Verdacht kam, er habe zu tief ins Glas geblickt, ich aber setzte meinen Stolz darein, Sturm und Wellen zum Trotz auf dem Verdeck zu bleiben und tapfer, ohne mich irgendwo





Die am 22. Oktober 1908 nach Südafrika in das Missionskloster Mariannhill abgereiften Postulanten.

Die nächste Reise findet statt anfangs April 1909.

Wem wir diese Gnade zu Teil, zur Rettung seiner Seele und der armen Heiden?



anzuhalten, auf und abzumarschieren. Bruder Leander gab's bescheiden; er verspürte schon in der ersten halben Stunde in seinem Innersten ein ganz eigenartiges Gefühl, weshalb er es vorzog, sich rechtzeitig ins Bett zu legen. Man weiß ja, wie das geht; das Meer gleicht eben einem gestrengen Zollbeamten, der keinem Fremdling den Eintritt in sein Reich gestatten will, es sei denn, er habe ihm den gesetzlichen Tribut entrichtet.

Gegen 10 Uhr nachts ging ich endlich auch in die Kajüte, um jedoch am nächsten Morgen gegen 3 Uhr schon wieder auf dem Verdeck zu erscheinen. Der Trappist ist eben ans Frühaufstehen gewohnt, es verlangte mich nach frischer Luft, und gegen die tödliche Seekrankheit hielt ich mich absolut „gefeit“, war ich doch sogar bei meiner ersten großen Seefahrt von Europa nach Südafrika, die volle vier Wochen in Anspruch nahm, auch nicht eine Minute davon behelligt worden. — Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu schließen; ich hätte auch sagen können, Hochmut kommt vor dem Fall, denn gegen 4 Uhr morgens gab's auch in meinem eigenen Magen eine große Revolution, es fing darin an, so gewaltig zu poltern und zu rasonieren, daß ich es für geraten hielt, schon demütig in die Kabine hinabzusteigen, hier eine der praktischen Schlüssel zur Hand zu nehmen, die für den Fall der Not parat stehen, und in Geduld der Dinge zu harren, die da kommen sollten. —

Um 8 Uhr war Frühstück; durfte ich es wagen, unter solchen Umständen dabei auch mitzutun? Warum nicht? Dem Mutigen gehört die Welt! Und siehe, das Experiment gelang, gelang so gut, daß ich sofort Bruder Leander aufsuchte, um ihn zu gleicher Tat zu begeistern. Ich fand ihn mühsenstill zu allererst in's Bett verkrochen. Ich begann ihm die kulinarischen Genüsse seiner deutschen Schiffsküche auseinanderzulegen, das sei etwas anderes als ein Trappistenfrühstück mit Schwarzbrot und Gerstenkaffee, und würde sicherlich seine Seekrankheit rasch vertreiben, als lebendiges Beispiel könne ich mich selbst vorstellig machen usw. usw. Doch ich predigte tauben Ohren, nicht einmal die Decke wollte er lüften, geschweige denn aufstehen. — Nun schilderte ich ihm die Herrlichkeit des Meeres, die Pracht der Morgensonne auf hoher See, die frische, gesunde Seeluft, das farbenprächtige, hochromantische Küstenland! Alles umsonst! — Ich appellierte an sein „gutes Herz“ und bat ihn, mir wenigstens eine Antwort zu geben, hier auf dem Schiff binde das gestrenge Gebot unverbrüchlichen Trappisten-schweigens nicht... Jetzt ging es aber los: „Die Mariannhiller können lange warten, bis sie mich von Reilands wieder zurück bekommen! Um keinen Preis geh' ich mehr auf's Schiff; lieber will ich 14 Tage lang auf einem alten Gaul reiten, als nochmals einen Tag und eine Nacht auf dem Schiff zubringen!“ — „Da ist Hopfen und Malz verloren“, dachte ich mir, „wenn's mir aber mit meinem Predigen bei den Schwarzen im Heidenland auch so geht, wie hier, dann ist's nur schade für's Reisegeld.“

Ich überließ also den „verstockten Sünder“ seinem Schicksal und stieg nicht ohne Selbstbewußtsein — war ich doch von der Seekrankheit, über die andere Menschenkindern so kläglich jammerten, wieder vollständig frei, — zum zweitenmal hinauf aufs Deck. „Ah, welch herrliche Luft! Und diese prächtige Aussicht! Da will ich nun auf- und abspazieren nach Herzenslust! Gesagt, getan, — doch siehe, nach zehn Minuten geht

die alte Geschichte schon wieder los. Auf einmal fängt alles um mich her an zu tanzen, alles dreht sich und kehrt sich um, sogar mein Innerstes; kurz, ein paar Augenblicke darauf war's geschehen! Ich hatte umsonst gestöhnt; alles miteinander war auf Nimmerwiedersehen im großen Weltmeer verschwunden. — Da stand ich nun vor dem „Grabe meiner Habe“, alles war dahin, nur eines blieb mir treu: der gute Humor; und der ist auch 'was wert! —

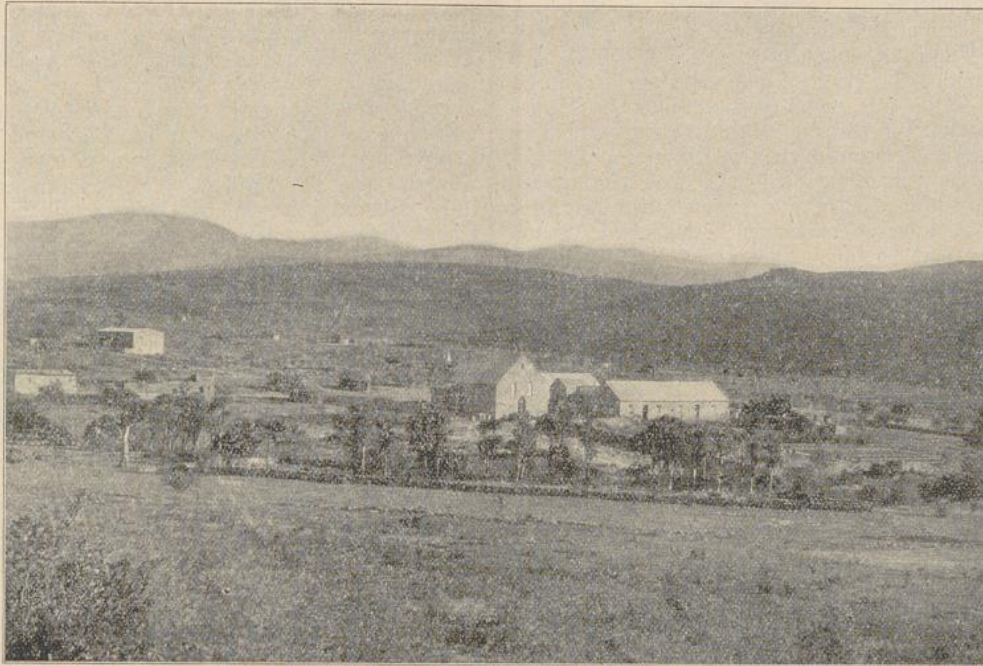
Mittwoch, den 12. August, nachmittags 4 Uhr fuhren wir unter Sang und Klang in den Hafen von East London ein! Die Seefahrt war glücklich überstanden. Nun kam auch Bruder Leander wieder zum Vorschein; sobald er festen Boden unter den Füßen fühlte, war's mit der Seekrankheit vorbei; mit einem Schlag war er wieder ganz der Alte. Vor knapp einer halben Stunde noch lag er unter seinen Decken verkrochen, als wollte er mit dem Aufstehen warten bis zum jüngsten Tag, und nun schritt er rüstig an meiner Seite dem katholischen Priesterhause zu, wo unser eine freundliche Nachtherberge wartete.

Unser Führer, ein polnischer Jude, geleitete uns irrthümlicherweise zum Konvent der bayerischen Dominikanerinnen. Glücklicher Irrtum! Erstens lag das Priesterhaus ganz in der Nähe, und dann fanden wir im Konvent zu unserer gegenseitigen Ueberraschung mehrere Bekannte aus der Heimat! Die ehrw. Mutter Priorin lud mich sogleich ein, am nächsten Tag hier die hl. Messe zu lesen und darnach ihren geistlichen Töchtern den Primizianten-Segen zu spenden. Von da ging's ins Priesterhaus, wo wir ebenfalls recht freundlich aufgenommen wurden. —

Von East-London bis Dohne, das etwa 60 englische Meilen davon entfernt landeinwärts liegt, benützten wir die Bahn. Während der nicht ganz fünfständigen Fahrt gab es wieder viel Schönes und Interessantes zu sehen. Namentlich gefiel uns die Strecke, die wir die ersten zwei Stunden durchfuhren. Es wohnen hier überall deutsche, schon vor ca. 50 Jahren eingewanderte Farmer, die ihre Felder in schönster Ordnung halten. Wie ich hörte, sollen sie ein eigenes Mischmasch von Deutsch und Englisch reden, doch kann man ihnen den deutschen Ursprung vom Gesicht ablesen: desgleichen ist die Form der Gebäude spezifisch deutsch. Als Bahnstationen trafen wir: Berlin, Potsdam, Hamburg, Frankfurt, Stutterheim usw. Diese Stationen bilden oft ganz hübsche Dörfer und Städtchen. Das Vermögen dieser Farmer scheint meist in ihrem Viehstand zu liegen. Namentlich wunderte mich die große Menge von Schafen; ein einziger Farmer soll etwa 20 000 besitzen. Auch Rinder und Ziegen sah ich da in Menge, denn die Kapkolonie hat hier ihr bestes Weideland, und von der Zeckenpest (East-coast-fever), die in Natal und Zululand so gewaltig unter den Rindern ausgebrochen hat, weiß man hier gottlob noch nichts. Weiter gegen das Innere zu ändert sich allerdings das Bild; das Land ist arm und steinig; doch fanden wir auch da noch überall annehmbares Weideland, sowie vereinzelte Farmer darauf.

Als wir uns Dohne, unserer Endstation, näherten, ging der Zug äußerst langsam, denn er hatte eine hohe Steigung zu überwinden. Die Station liegt 3000 englische Fuß überm Meerespiegel. Von hier hatten wir noch 30 englische Meilen bis Reilands. Wie sollten wir sie zurücklegen? In Mariannhill hatte man uns gesagt, wir müßten von Dohne ab reiten. Da ich





Missionsstation Keilands

in meinem Leben noch nie auf einem Gaul geessen, so hatte mir schon der bloße Gedanke daran gewaltigen Respekt eingeblüht. Gleich das erstemal 30 Meilen weit zu reiten, war doch keine Kleinigkeit! Doch es sollte anders kommen. Da man in Keilands sicher darauf rechnete, es würden mit uns zugleich drei Missionschwestern vom kostbaren Blut eintreffen, hatte man uns einen sechzehnspännigen Ochsenwagen

entgegengeschickt. Der Klimax unserer Reiseaccommodation war also: ein deutscher Dampfer, — ein Eisenbahnzug, — ein Ochsenwagen!

Uebrigens war ich sehr froh um dieses Behübel. Es war fest und solid gebaut, auf der Rückseite mit einem Zelttuch überwölbt und erregte in allweg mein höchstes Interesse. Ich will hier dem geneigten Leser auch verraten, daß mich schon als Knaben, so oft ich



Schule der neuen Missionsstation Keilands.



einen Zigeunerwagen bemerkte, gewaltige Lust anwandte, einmal da hineinzusteigen, all' seine Wunderdinge in Augenschein zu nehmen und eine Strecke weit mitzufahren. Und siehe jetzt, nach mehr als zwei Jahrzehnten, sollte sich mein Jugendtraum im Süden Afrikas verwirklichen! Wir stiegen also ein und fanden da zu unserer Bequemlichkeit nebst einigen Decken und Kopfkissen zwei mächtige Strohsäcke. Das war ja ganz vorzüglich; nur schienen mir letztere allzu gefährlich nach rückwärts herunterzuhängen. Ich beschloß, sie umzuwenden; doch da kam ich schon an! Wie ich mitten in meinen Reformbestrebungen war, regnete es aus dem großen mittleren Spalt in sündflutartiger Fülle Häckel und Stroh und Spreu auf mich herab, daß ich gerne von weiteren Versuchen abstand. Wie ich dabei ausgesehen habe, kann man sich denken! Ich war nur froh, daß unser Photograph nicht in der Nähe war, um mich und meine Blamage in seiner Camera obscura zu verewigen. So geht's aber, wenn man in fremdem Land gleich alles besser wissen will.

Um 3 Uhr nachmittags fuhren wir von Dohne ab und waren, die nötigen Ruhepausen miteingerechnet, bis zum nächsten Morgen gegen 9 Uhr auf dem Weg. Die Fahrt ging verhältnismäßig flott von statten, manchmal liefen unsere 16 Ochsen geradezu im Galopp; doch schon nach dreistündiger Fahrt wurde Halt gemacht und ausgespannt. Die Ochsen durften eine Stunde weiden, und die 4 ama-Xosa-Jungen, die den Wagen leiteten, machten an offener Straße ein kleines Feuer an und bereiteten sich ihr Abendessen. Dann ging's wieder fort. Nach drei Stunden wurde abermals ausgespannt, diesmal aber dauerte die Pause volle 5 Stunden. Sie war für die eigentliche Nachtruhe bestimmt, denn während der Fahrt konnte man doch nicht schlafen.

Die Gegend von Dohne bis Keilands fanden wir ziemlich eintönig, ohne besondern landschaftlichen Reiz; auch ist sie nur spärlich von Weißen bewohnt. Nur hie und da erblickten wir in dieser Einöde eine Farm. Wie könnte auch ein Europäer in diesem steinigten, nur mit Dornen und spärlichem Graswuchs bestandenen Land sein Leben fristen? Später, gegen Keilands zu, wurde die Gegend wieder belebter, romantischer und fruchtbarer.

Die Straße ist in verhältnismäßig gutem Zustand; stellenweise läßt sie allerdings sehr zu wünschen übrig. Da geht es dann mit dem schweren, holperigen Wagen über Löcher und Steinblöcke hinweg, daß einem Sehen und Hören vergehen könnte; auch wir bekamen an Stößen und Büffen unser volles, gerütteltes und überfließendes Maß. Doch das gehörte auch dazu, und war gleichsam das Salz in unsere Suppe; kurz die lange, nächtliche Fahrt gefiel mir außerordentlich gut und wird mir unvergeßlich bleiben für's ganze Leben. Hier in Südafrika hat noch volle Geltung der geistreiche Spruch:

„Wenn einer eine Reise tut,  
So kann er 'was erzählen.“  
(Schluß folgt.)

### Unsere neue Missionsstation St. Joseph.

Konnten wir in der vorigen Nummer des Berichtsmittels unsern geehrten Lesern und Wohltätern die freudige Kunde bringen, daß wir in Keilands drei neue Missionsstationen erhielten, so sind wir heute in der glücklichen Lage, ihnen mitzuteilen, daß sich

dazu in Natal selbst eine vierte Missionsstation gesellte, der wir zu Ehren des glorreichen Nähr- und Pflégvaters Jesu den Namen „St. Joseph“ gegeben haben.

Die neue Station ist etwa sechs Wegstunden nordwestlich von Ladysmith, dem im Burenkrieg so heiß umstrittenen, englischen Städtchen, gelegen und eine Tagereise von M. Ratschig. Bester's, an der Bahnlinie Ladysmith-Harrysmith gelegen, ist die nächste Eisenbahnstation; von da bis St. Joseph sind es ungefähr drei Stunden zu Fuß.

Mit dem Gedanken, in dortiger Gegend eine Missionsstation zu gründen, trugen wir uns schon seit mehreren Jahren. In nahen Bluebank befinden sich nämlich mehrere katholische Familien, die uns teils von Ratschig, teils von Mariannhill her bekannt sind, und deren Zahl beständig wächst. Ferner ist uns viel daran gelegen, unsern Neuchristen, die vielfach in heidnischen Lokationen wohnen, oder auf den Farmen protestantischer Kolonisten, bei denen sie Gefahr laufen, über Nacht vertrieben zu werden, eine willkommene Gelegenheit zu bieten, auf unserer eigenen Farm ein schönes, sicheres Heim zu gründen. Kurz, der Kauf von Schoemansdal, wie die Farm bisher hieß, erfolgte im Juli 1908 in erster Linie aus Rücksicht auf die armen Schwarzen. Anfangs August wurde zunächst Br. Servulus dorthin gesandt, und ein paar Wochen später folgten ihm Rev. P. Eligius, ein erst im Mai 1907 ausgeweihter Priester, und Br. Augustin. Zur Stunde — ich schreibe diese Zeilen Mitte September 1908 — ist in St. Joseph natürlich alles erst im Werden, und wegen Mangel an geeignetem Missionspersonal dürfte sich auch die Eröffnung der eigentlichen Missionstätigkeit daselbst noch etwas verzögern. Für heute müssen wir uns daher begnügen, unsern geehrten Lesern den Hauptinhalt eines Briefes mitzuteilen, den uns P. Eligius am Feste Maria-Geburt, also kurz nach seiner Ankunft in St. Joseph, zukommen ließ. Er schreibt:

„Im Gefühl der Freude, welche das heutige schöne Fest, Maria Geburt, der ganzen Menschheit gebracht, will ich es versuchen, eine kleine Schilderung zu machen von den ersten Eindrücken, die ich in St. Joseph, unserer jüngsten Missionsstation, gewonnen: Samstag, den 29. August, abends 7 Uhr fuhren wir von Pine-town ab, und waren gegen 1/2 11 Uhr in P.-Maritzburg. Bis dahin ging alles ganz nach Wunsch. Nun aber wurde unser Coupé in einen Schlafraum verwandelt. Ein Engländer und überhaupt jeder, der das Reisen gewohnt ist, mag das sehr bequem finden; ich aber konnte hier weder sitzen, noch schlafen. Ich griff zum Brevier, allein da mir die untere Sitzreihe als Lagerstätte zugewiesen war, fehlte es mir an der gehörigen Beleuchtung. Bevor wir jedoch Ladysmith erreichten, begann es zu tagen; ich stellte mich ans Fenster und konnte hier dem größten Teil meiner Tagespflicht genügen.

In Ladysmith mußten wir umsteigen; denn während die Hauptlinie von hier nach Johannesburg geht, zweigt die Seitenlinie nach der Orange-River-Colonie ab. Um 6 Uhr 40 Min. morgens fuhren wir ab und waren um 8 Uhr in Bester's. Ich konnte mich nicht genug wundern über die Armut des Landes, das wir auf dieser Strecke passierten. Ich sah bloß ärmliche Wiesenründe, und auch diese waren oft mit Steinblöcken und Ameisenhaufen wie besät. Desgleichen war die Bevölkerung sehr schwach; nur selten sahen wir



einen Kaffernkraal; zum Glück kam es später, gegen unser neues Heim zu, wieder besser.

Unser Kommen war von Mariannhill aus dem Br. Servulus telegraphisch gemeldet worden; allein er hatte das Telegramm nicht erhalten und war somit am Samstag nach Ladysmith gefahren, um dortselbst am kommenden Tag der Sonntagspflicht genügen zu können. So kam es also, daß wir uns ganz selbst überlassen waren, als wir in Besters ausstiegen. Da war weder Br. Servulus, noch Wagen und Pferd, noch Führer zu sehen. Das war nun allerdings nicht am Besten. Nun, die Richtung kannten wir, und so machten wir uns denn auf's Geradenwohl auf die Suche. Doch bald kam ein Scheideweg. Jetzt wohin? Links oder rechts? Zum Glück befand sich in der Nähe ein Kaffernkraal; Bruder Augustin, dessen Sprachkenntnisse mich tief in den Schatten setzten, begann wegen eines Führers zu unterhandeln. Einen Sippence hätten wir gern geopfert, doch die „schwarzen Herrn“ verlangten 2½ Schilling. Das war uns zu viel. Nach langem Hin- und Herreden versprach endlich der Hausherr, uns einen Knaben zu verschaffen, der uns um einen Sippence (halbe Mark) führen sollte. Inzwischen gelangten wir zu einem benachbarten Kraal; im Nu waren wir von einer Anzahl halbnackter Männer umgeben, die uns ob unserer feierlichen Ordensstracht höchlichst bewunderten und sogleich anfangen, um dies und das zu betteln, bis sie merkten, daß wir selbst mit leeren Taschen kamen. Hier kam auch unser „Führer“, der im ersten Kraal in Aussicht gestellte Knabe. Er hatte unter den einen Fuß ein Stück Leder gebunden, was in seinen Augen wahrscheinlich einen Schuh repräsentieren sollte, am flotten Marschieren hinderte ihn nichts, denn er trug mit Ausnahme einer winzigkleinen Leibbinde das reinste Adamskostüm. Weil uns aber dies als ungenügend erschien, suchte man im Kraal nach einer geeigneten Montur. Sie war schnell zur Hand; es war ein alter, schreienroter, englischer Soldatenrock, der ihm bis über die Kniee reichte und auf den er sich offenbar nicht wenig einbildete.

So marschierten wir also zusammen ab; doch bald zeigte es sich, daß unser „Führer“ selbst der Führung bedurfte. Zum Glück kam zeitweilig wieder ein Kaffernkraal, wo wir nähere Erkundigungen einziehen konnten, und so rückten wir unserm Ziel doch immer näher. Nun bogen wir in ein endlos langes, rechts und links von Höhenzügen eingeschlossenes Tal ein, in dessen Hintergrund die stolzen Drakensberge sich erhoben. Zuweilen mußten wir durch große, tiefe Rinn-  
salflecken, welche kolossale, wolkenbruchartige Regengüsse in die Talsohle gerissen. Endlich, nach dreistündigem Marsch waren wir glücklich am Ziel! Wir sahen das von einem Holländer erbaute, während der letzten Jahre von einem australischen Pächter verwaltete Schoemansdal, von uns „St. Joseph“ genannt, unser nunmehriges Heim!

Der Empfang ließ an Herzlichkeit manches zu wünschen übrig. Drei Kaffernmädchen, die wir in der Nähe der Haustüre erblickt hatten, nahmen schleunigst Reißaus, als wären wir leibhaftige Menschenfresser. Wir konnten sie auch nirgends mehr finden. Die Türe war geschlossen, kein Mensch zu sehen und zu hören; nur ein großer, englischer Bulldogg empfing uns mit wütendem Knurren und Bellen. Endlich gelangten wir doch in einen Raum, den offenbar Br. Servulus in Beschlag genommen hatte. Beweis hierfür war uns ein Trappistenhabit an der Türe und das Kreuzifix

an der Wand. Ich hatte in Mariannhill gehört, es befände sich in St. Joseph bereits ein Altar, und ich hatte mich den ganzen Morgen darauf gefreut, heute dahier die erste hl. Messe lesen zu dürfen, — gerne waren wir auch deshalb bis jetzt nüchtern geblieben, obgleich die Mittagsstunde schon sehr nahe gerückt war. Und siehe, an Ort und Stelle war von einem Altar auch nirgends eine Spur zu sehen. So gibt es eben im menschlichen Leben der Enttäuschungen mancherlei, und glücklich der Mensch, der sich gelassen in alles zu fügen weiß.

Da das Nüchternbleiben keinen weiteren Zweck mehr hatte, wollten wir zu Mittag essen; allein mitgebracht hatten wir nichts, und im Hause fand sich nichts vor, als ein Stück zähen Schinkens, der für einen Trappistenmagen nichts Einladendes hatte. Die eine Hälfte davon schenkten wir nebst 9 Pence unserem kleinen Führer, der damit lachend von dannen zog, und mit der andern Hälfte beschwichtigten wir den grimmen Zorn des endlos lässenden Hundes. Wir selbst aber labten uns an etwas Milch, die wir schließlich in einem Eimer gefunden.

Hatte ich die verfloßene Nacht im Eisenbahnwagen soviel wie nichts geschlafen, so ging es mir in der ersten Nacht, die ich in St. Joseph zubachte, nicht viel besser. Das an sich schon ärmliche Bureauhaus war offenbar während der letzten Jahre sehr vernachlässigt worden. Beide Giebel sind dem Einsturz nahe, und in unserm Schlafzimmer, wenn ich es so nennen kann, ging vom Fußboden bis unters Dach ein ein faustgroßer Riß. Es litt mich daher nicht lange im Bett, und beim ersten Morgengrauen machte ich mich auf, um dem Bruder Servulus nach Besters entgegenzugehen. Dabei hatte ich noch das Malheur, mich auf dem Weg zu verirren; plötzlich sah ich mich nämlich auf den endlosen Grasflächen zwischen einer Schafherde von sicherlich 1000 Stück. Der sie führende Hirte zeigte mir übrigens wieder den rechten Weg, und so kam ich schließlich doch in Besters an, gerade als der Zug in die Station einfuhr.

Nachdem ich Bruder Servulus begrüßt und ihm über alles den nötigen Aufschluß gegeben hatte, war mir vor allem darum zu tun, den oben erwähnten Altar, der, wie ich jetzt erfahre, sich noch in Bluebank befand, zu bekommen. Bruder Servulus war vom gleichen Interesse befeuert, und so machten wir uns noch am gleichen Tage dorthin auf den Weg. Auch ein Ochsenwagen war nach Bluebank beordert worden; letzteres wäre allerdings nicht nötig gewesen, denn der ganze „Altar“ bestand aus einem Portatile (kleinen Altarstein), einer weißen Casula, nebst den übrigen liturgischen Gewändern, zwei Leuchtern und einer Kelchbedeckung. Als dem bisherigen Mariannhiller Klosterjakristan mußte mir das alles doppelt armselig erscheinen. Dennoch war ich auch um dieses noch herzlich froh, bot es mir doch die Möglichkeit, meinen guten Brüdern und den umwohnenden Christen die hl. Messe zu lesen. Dankbar trugen wir also unseren „Kirchenschatz“ nach St. Joseph. Bruder Servulus erstand hier von dem australischen Pächter, der bis dahin auf der Farm geblieben war, ein kleines Holzgestell. Das richteten wir zu einem Altartische her, eine Bettdecke bildete das Antependium, als Leuchterbänke benützten wir zwei Ziegelsteinen, als Quasi-Tabernakel ein Kistchen. Kanontafeln, Messpult, Glöckchen müssen wir uns vorläufig



„denken.“ Dennoch kamen mir beinahe unwillkürlich die Tränen, als ich hier zum erstenmale die hl. Messe las, zumal da ich sah, daß sich der ganze Raum mit schwarzen Neubefehrten füllte. Mit Freuden waren die guten Leuten, die schon seit acht Jahren auf einen katholischen Priester gewartet hatten, von allen Seiten herbeigeeilt, als sie hörten, daß in „St. Joseph“ Trappisten seien und Gottesdienst gehalten werde. Mit großer Inbrunst schlossen sie sich dem hl. Opfer an und sangen dabei ihre schönsten Lieder. O, wie sehr bedauere ich, daß ich der kassrischen Sprache noch so wenig mächtig bin! Ich war eben bisher immer im Innern des Klosters beschäftigt und hatte keine Ahnung, daß mich meine Obern wegen Mangel an Priestern so unerwartet schnell im äußeren Missionsdienst verwenden würden. Mein Trost ist der, daß zeitweilig Rev. P. Florian von M.-Ratschitz hierher kommt, um die Leute zu unterrichten und Beicht zu hören.

Von „Land und Leuten“ kann ich als Neuling noch nicht viel berichten. Die wenigen Katholiken — ich schätze deren Zahl auf etliche 40 bis 50 — haben offenbar guten Willen, die übrigen sind der Mehrzahl nach Heiden, die bisher vollständig sich selbst überlassen waren und daher aller kassrischer Ueberlieferung getreu, fleißig dem „Utshwala“ zusprechen, und dabei das süße Nichtstun pflegen. Das Land ist hochgelegen, die Luft rein und sieberfrei, — meistens streicht eine friische Brise über die weiten Grassflächen dahin, — es hat gute Weidegründe, teilweise auch fruchtbares Ackerland, ist aber arm an Wasserläufen und gänzlich ohne Holz, weshalb hier das einfachste Brettlein oder Kistchen einen kleinen „Schatz“ repräsentiert. An Arbeit fehlt es uns dabei wahrlich nicht, denn vieles ist verwahrlost, die Fencen sind niedergegetreten, teilweise noch vom Burentriege her zerstört, die Wasserleitung lech, die offen daliegenden Rohre stellenweise von der Kälte gesprengt usw. usw.

Von der Tierwelt sind besonders viele Vögel anzutreffen, darunter eine Unzahl Tauben. Ein Tefman, ein ganz merkwürdiger, von den Kassern vielfach zu Zauberzwecken mißbrauchter Vogel, hat ungefähr anderthalb Kilometer von uns entfernt sein Nest, das einem großen Düngerhaufen gleicht, in den er von unten hineingeht. Er ist sehr schön und hat die Größe eines Reiheres. Ein zweiter, sehr großer Vogel, von den Kassern Isingisi genannt, gleicht einem Truthahn. Es soll auch Tiger in der Nähe geben, doch haben wir gottlob davon noch nichts gemerkt.

Hier in St. Joseph hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, die Segnungen der hl. Armut kennen zu lernen. Denn hier hatten wir weder Früchte, noch Gemüse, noch Brot, — selbst der Meßwein drohte mir auszugehen, — und die Lebensmittel, die uns vom Mutterhaus und von M.-Ratschitz zugesandt wurden, blieben lange in Ladysmith liegen. Die Bahnverwaltung hat nämlich hierzulande die löbliche Gewohnheit, mit der Beförderung kleinerer Sendungen zu warten, bis deren eine gewisse Zahl zusammen gekommen ist, und sich der Transport rentabel macht. Dennoch aber sind wir zufrieden und guter Dinge, halten, so gut es geht, unsere Tagesordnung und singen am Abend fröhlich und kräftig zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau das „Salve Regina.“

Soweit P. Eligius. Sollen wir den schlichten Worten des guten Paters noch etwas beifügen, oder spricht das Gesagte nicht an sich schon laut genug? Gewiß hat mancher unserer geehrten Wohlthäter beim

Lesen dieser Zeilen den Entschluß gefaßt, dieser unserer jüngsten Missionsstation „St. Joseph“ schon ihres großen Patronen wegen nach Kräften aufzuhelfen. Zählen doch die Kinder, Schüllinge und Verehrer des hl. Joseph nach ungezählten Tausenden, und pflegt anderseits der große Patriarch jedes gute Werk, in reiner Absicht Gott dargebracht, überreich zu vergelten, denn der Himmel läßt sich an Großmut von uns armen Erdenpilgern nicht übertreffen.

Nur ein Gedanke ist es übrigens, den wir zum Schlusse noch kurz andeuten wollen: Wie schon oft betont, und wie auch aus obigem Bericht neuerdings erhellt, fehlt es unserer Mission namentlich an Missionspriestern; daher unser ständiger Ruf nach guten Priester-Postulanten. Ein frommer, seeleneifriger Priester ist unseres Erachtens das beste Geschenk, das der Himmel uns geben kann. Solche Gaben aber wollen verdient und erbeten werden. Wir in Mariannhill beten viel darum, heute aber appellieren wir auch an das Gebet unserer geehrten Leser und Wohlthäter, speziell auch der Kinder, welche deren Leitung und Obhut anvertraut sind, — denn das Gebet dieser Kleinen vermag viel bei Gott, — daß sie ihre Gebete mit den unserigen vereinen. Wo sind nun die Eltern, die Lehrer und Lehrerinnen, die ihre Kinder in genannter Intention zu einer kleinen Novene zu Ehren des hl. Joseph anleiten wollen? — Tausendfaches „Vergelt's Gott!“ zum voraus! Gott und der hl. Joseph lohne ihnen diesen Liebesdienst zeitlich und ewig überreich!

## Missions-Erinnerungen.

Von Rev. P. Wilhelm O. C. R.

Es war im Juli des Jahres 1897, als ich von meinem damaligen Obern, dem Ehrwürd. Vater Amandus †, den Auftrag erhielt, auf unserer jetzigen Missionsstation Maria-Linden die Missionsarbeit zu beginnen.

M.-Linden ist in Ost-Briqualand (Kapkolonie) gelegen und gehört zur Lokation des oft genannten Basuto-Chief George Moshwehwe. Der Magistrats-Bezirk ist Matatiele und die ganze dortige Gegend ist dicht mit Schwarzen besetzt. Die Bevölkerung ist sehr gemischt; sie setzt sich aus mehreren Basuto- und Kaffernstämmen zusammen; von letzteren sind namentlich die Amahlubi und Amatsisi stark vertreten. Diese beiden Stämme hatten sich zu Tschakas Zeiten von den nördlichen Gebieten Natals hierher geflüchtet und leben nun seitdem teils im eigentlichen Basutoland, teils in anderen angrenzenden Bezirken friedlich mit den Basutos zusammen. Auch gibt es daselbst noch Reste des einst sehr mächtigen Tembustammes, doch leben diese getrennt in eigenen Dörfern und haben nicht viel Gemeinschaft mit den übrigen Bewohnern. Man erkennt sie meist an ihren eigentümlichen, etwas gelb gefärbten Decken. Von Bekehrung wollten sie bisher wenig wissen. Unter der übrigen Bevölkerung finden sich viele protestantische Sekten; am zahlreichsten sind unter den Basutos die Calvinisten, unter den Kassern die Wesleyaner vertreten.

Den nächsten Anlaß zur Gründung von Maria-Linden gaben einige katholische Basutofamilien. Sie waren im Basutoland getauft worden und später nach der oben genannten Lokation ausgewandert. Ein Oblatenpriester kam, bevor sich die Trappisten in Mariazell niedergelassen hatten, zeitweilig aus dem Basuto-



land über die hohen Drakensberge hierher, und suchte die in der Gegend zerstreut wohnenden Katholiken auf. Sein Versuch, eine eigene Missionsstation in dieser Gegend zu gründen, scheiterte namentlich an dem Widerstande des Chief George Moshweshwe. Das Einzige, was er tun konnte, war, daß er seine Schäflein in einem Store (Queens-Merch), der zu jener Zeit von einem Katholiken gepachtet war, versammelte.

Hier kann ich nicht umhin, einige historische Notizen über den Vater des George Moshweshwe, den alten berühmten Chief, einzuflechten, der die Basutos eigentlich erst zu dem starken, mächtigen Volke machte, als das sie jetzt in ganz Südafrika gelten. Es war zu der Zeit, als der blutdürstige Tschaka mit seinen wilden Horden die südafrikanischen Völker ins Rollen brachte. Der erste, mit dem er zusammenstieß, war Mawane, der grausame Chief des mächtigen Mawane-Stammes. Von Tschaka geschlagen, durchzog dieser mordend und brennend die oberen Gegenden Natal's und machte sich alles tributpflichtig. Bald kam er auch zu den Basutos, welche damals die ganze Gegend der heutigen Orange-River-Colonie bis hinauf nach Tabancho bewohnten. Sie hatten von Mawane viel zu leiden und unterwarfen sich im ersten Schrecken seiner grausamen Herrschaft. Wohl kam später Tschaka und besiegte den Mawane auch hier, allein dadurch vertauschten die Basutos nur einen Tyrannen mit einem zweiten, noch größeren. Die Leiden und Demütigungen, welche sie, ein bisher stilles und friedliches Volk, von den Feinden zu erdulden hatten, wurden ihnen zur heilsamen Lehre. Sie erkannten, daß sie ohne gemeinsame Verbindung und Organisation vom nächsten besten Freibeuter aufgerieben würden, während sie in geschlossenem Reihem jedem Feinde trotziger könnten. Sie sahen sich daher nach einer Persönlichkeit um, die imstande wäre, sie alle zu leiten und zu organisieren, und fanden sie in Moshweshwe, einem Manne von ganz vorzüglichen Charaktereigenschaften. Bei der allgemeinen Beliebtheit, der er sich trotz seiner geringen Herkunft zu erfreuen hatte, gelang es ihm in der That, die einzelnen, teilweise schon fast aufgeriebenen Stämme zu einem einzigen festen Ganzen zu vereinigen, und wurde so der berühmte Gründer der jetzigen starken, allgemein geachteten Basuto-Nation. Schon mancher Feind hat seitdem mit starker Faust an dieser Bergfeste (Basutoland gilt als die südafrikanische Schweiz) angepöcht und Einlaß begehrt, doch bisher vergebens. Wohl wurden die Basutos von den Buren bis zum Caledon River zurückgedrängt, doch im eigentlichen Basutoland konnten sich die Buren nicht festsetzen; auch diesbezügliche Versuche der Engländer schlugen fehl, doch steht Basutoland gegenwärtig unter englischem Patronat.

Moshweshwe nun sorgte für sein Volk, nachdem dessen Einigung glücklich vollzogen war, als ein wahrer Vater. Auch die Missionäre erhielten volle Freiheit, an der Belehrung und sittlichen Vervollkommenung der Basutos zu arbeiten. Als die ersten erschienen die Calvinisten auf dem Plane, war doch der benachbarte Burenstaat fast ausschließlich kalvinistisch. Sie waren in ihrer Art regsam und eifrig, und errichteten überall im Lande ihre Schulen. Die Hauptstation war Morija. Im Jahre 1862 kamen die ersten katholischen Missionäre ins Basutoland; sie waren Mitglieder der Kongregation der Oblaten von der unbefleckten Empfängnis: die beiden Priester John Joseph Gerard, Le Bihan und der Laienbruder Bernard. Die beiden

ersten wirken heute noch mit Segen im Basutoland, letzterer aber ist schon seit 20 Jahren tot. Diese ersten Pioniere des Katholizismus waren früher in Natal, und zwar auf der gegenwärtigen Trappistenstation St. Michael, tätig gewesen. Anfangs der sechziger Jahre machten sie sich sodann auf ins Basutoland, woselbst sie nach einem etwa sechswöchentlichen überaus beschwerlichen Marsche anlangten. All' ihre Habseligkeiten trugen sie dabei in einem Sacke auf dem Rücken.

Der alte Chief Moshweshwe nahm die neuen Ankömmlinge mit gnädigem Wohlwollen auf und wies ihnen einen schönen Platz, Roma, das heute noch als Hauptstation der Oblaten im Basutoland gilt, als Wohnsitz an. Das weckte natürlich den Neid der kalvinistischen Prediger, die vor keinem Mittel zurückschreckten, die „Römlinge“ beim Volk zu verdächtigen. Namentlich suchten sie ihnen die Gunst des Chief zu rauben. Eines Tages kamen sie mit der bekannten Verleumdung zu ihm: die Katholiken seien Götzendiener, denn sie beteten ein Weib an. Moshweshwe zog nähere Erkundigungen über diesen Punkt ein und als er den wahren Sachverhalt erfahren hatte, sprach er: „Jetzt sind mir die katholischen Priester noch lieber als zuvor, da sie die Mutter desjenigen so hoch in Ehren halten, der so viel für sie getan. Auch ich würde diejenigen als keine guten Unterthanen ansehen, die zwar mich, den König, ehrten, meine Mutter aber verachteten. Von nun an soll der Platz, den ich den katholischen Priestern gegeben, „Dorf der Mutter Jesu“ heißen.“ In der That trägt die Oblatenstation Roma im Volksmunde bis auf den heutigen Tag den schönen Namen: „Mosti va Ma Jesu“.

Moshweshwe blieb auch bis zu seinem Tode ein Freund der Katholiken; dergleichen fast alle seine Söhne, alle haben in ihren Familien katholische Mitglieder. Chief Mahuga, sein zweitältester Sohn, starb vor einigen Jahren als Katholik. Er hatte bei der hl. Taufe den Namen „David“ erhalten und kam den Verpflichtungen seines hl. Glaubens treu nach. Schreiber dieser Zeilen kannte ihn noch persönlich und verehrte ihm, als er seiner Gewohnheit gemäß zum hl. Osterfest nach Mosti va Ma Jesu gekommen war, seinen von Deutschland mitgebrachten Militärhelm, worauf sich der alte Neide nicht wenig zugute tat.

Leider teilt sein jüngster Sohn George Moshweshwe diese Gesinnungen nicht, er ist vielmehr ein erklärter Feind der Katholiken und sucht deren Ausbreitung zu hindern, wo er nur kann. Er selbst wurde vor Jahren in der englischen Hochkirche getauft, später aber der vielen Weiber wegen, die er sich als Christ genommen, wieder ausgeschlossen. Er ist Haupt-Chief in jener Gegend und bezieht außerdem als Inspektor der englischen Regierung einen ansehnlichen Gehalt. Er erhielt den genannten Posten wegen einer der englischen Regierung gegen andere Stämme geleisteten Hilfe und bildet sich gar viel darauf ein. Ein Schwarzer neigt überhaupt zum Stolz, und so glaubt auch er, es müsse sich alles, auch der katholische Priester und Missionär, vor ihm beugen. Merkt er, daß man ihn fürchtet, so wird er in seiner Arroganz vollends maßlos; tritt man ihm aber mutig und fest entgegen, so wird er bald kleinlaut. Ich selbst habe dies mehrmals erfahren; unter vielen nur ein Beispiel:

Ich war schon anderthalb Jahre in Marialinden. Chief Moshweshwe hatte sich manche Schikane gegen uns erlaubt; bald war ihm dies, bald jenes nicht recht. Ich achtete jedoch wenig darauf und vermied



mit ihm absichtlich jeden Verkehr, obschon ich beinahe jede Woche in sein Dorf und somit in die nächste Nähe seiner Wohnung kam. Eines Tages nun hatte eine Schwester mit ein paar Schulmädchen an den Ufern des nahen Flusses einige Bündel Deckgras geschnitten. Sie glaubten dazu ebenso berechtigt zu sein wie die umwohnenden Schwarzen. Daß sie sich dabei getäuscht, sollten wir bald erfahren: Es war am Feste Christi Himmelfahrt; eine Menge Volkes war zum gemeinsamen Gottesdienst nach Maria-Linden zusammengekommen. Ich selbst befand mich schon in der Kapelle, um mich auf die hl. Messe vorzubereiten, da erschienen zwei Häuptlinge, Abgesandte des Chief Moshwehwe, und verlangten mich zu sprechen. Ich ließ sie erjuchen, sich bis nach dem Gottesdienst zu gedulden. Doch dazu hatten sie keine Lust; ihre Erklärung war: „Wir kommen im Auftrage des Chief und fordern so und so viel Geld (die genaue Summe ist mir nicht mehr in Erinnerung), für das Deckgras, das die Schwester eigenmächtig geschnitten. Im Weigerungsfalle wird die Klage bei Gericht anhängig gemacht!“ — Ich gab die Antwort: „Ich will die Sache gelegentlich mit dem Chief selbst in Ordnung bringen, doch so viel könnt ihr ihm jetzt schon sagen: Geld gibt's keines; das Gras ist Gemeingut.“ Auf dieses hin zogen die Helden unverrichteter Dinge ab.

Im Laufe des Nachmittags traf ich in der Nähe des Stores eine ziemliche Menge Volkes. Darunter fiel mir eine Gruppe Männer auf, die sich um einen älteren, starkbelebten Mann geschart hatten und unter allerlei Ehrenbezeugungen sich lebhaft mit ihm unterhielten. Das war George Moshwehwe. Während ich noch überlegte, ob ich die berührte Streitsache hier vor allem Volk mit ihm besprechen sollte oder nicht, kam er geraden Weges auf mich zu und redete mich in fließendem Englisch folgendermaßen an: „Sind Sie der Superior der katholischen Missionsstation?“ „Ja, ich bin es.“ — „Haben Sie die beiden Männer gesehen, die ich heute vormittag zu Ihnen sandte? Haben Sie mit ihnen gesprochen? Weshalb schlugen Sie meine Forderung ab? Es wurde ohne mein Wissen Deckgras geschnitten, erhalte ich dafür keine Bezahlung, so stelle ich Klage beim Magistrat.“... Ich sah dem immer frecher werdenden Schwarzen scharf ins Gesicht und sagte bloß das eine Wort: „Handeln Sie nach Belieben; ich bin Ihnen nichts schuldig!“ — Dann wandte ich mich von ihm ab und erledigte mein Geschäft im Store. —

Als ich denselben nach ein paar Minuten verließ, kam der vorher so gestrenge, selbstbewußte Chief ganz freundlich und bescheiden auf mich zu, mit den Worten: „Hören Sie, wenn Sie wieder Deckgras benötigen, brauchen Sie es mich bloß wissen zu lassen; ich werde es dann gerne erlauben.“ Hierauf lud er mich ein, mit ihm ins Dorf zu reiten, er wolle mir allerlei zeigen, auch habe er ein kleines krankes Kind, das ich mal besuchen sollte. So ein freundliches Anerbieten konnte ich doch nicht abschlagen. So ritten wir also zusammen ab, während seine Begleitung in respektvoller Distanz folgte.

In heiterster Laune erzählte mir nun der plötzlich wie umgewandelte Chief dies und das aus seinem vielbewegten Leben, namentlich auch, weshalb ihn die englische Regierung zum Chief dieser ganzen Gegend hier gemacht habe. Bei seiner Residenz angekommen, beauftragte er sogleich eine seiner Töchter, mir eine Tasse Tee zu bereiten. Er selbst zeigte mir sodann

alle seine „Herrlichkeiten“, ja er stellte mir sogar mehrere seiner Weiber vor. Bei diesem Anlaß erzählte ich aus seinem eigenen Mund, daß er deren bloß — 28 — habe! Es waren alle möglichen Religionsgenossenschaften darunter vertreten. Sein erstes Weib war eine Calvinistin; die zweite war katholisch, doch hatte sie sich von ihm trennen müssen und wohnte mit ihren Kindern, die ebenfalls katholisch waren, abseits. (Sie ist jetzt schon lange tot.) Die Mehrzahl der übrigen Frauen gehörte der englischen Hochkirche an. Er hatte sogar eine Schule in seinem Hause, die von einer seiner vielen Töchter geleitet wurde.

Beim Abschied geleitete er mich bis ans Ende des Dorfes. Von da an blieben wir „gute Freunde“; er hat mir nicht nur keine Schwierigkeit mehr gemacht, sondern besuchte mich sogar mehrmals mit zahlreichem Gefolge auf der Station. Doch war das Ganze nur Schein und Politik, denn meinen Nachfolgern hat er wieder genug zu schaffen gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

### Fortschritt.

(Schluß.)

Ein Harnack liefert vielleicht, ohne es zu wollen, immer neue Bausteine für die Echtheit der Evangelien. Die Naturwissenschaft liefert stets deutlicher den Beweis, daß der Mensch nicht vom Tiere stammt und das Leben sich nicht aus dem Leblosen entwickeln kann.

Wir zittern nicht bei jeder neuen Entdeckung, denn die Wissenschaft kann keine Wahrheit finden, die den „ewigen“ Wahrheiten des Glaubens das Grab würde graben. Wahrheit kann der Wahrheit nicht widersprechen. (Vergl. Bumüller, Mensch und Affe).

Wir erkennen freudig an die immense Geistesarbeit, die heutzutage auf allen Gebieten geleistet wird. Aber daß wir nun jeder vermeintlichen Entdeckung zujubeln, darf niemand von uns verlangen. Wir prüfen erst, ob die neue „Wahrheit“ auch vor dem Forum der Wissenschaft stand hält. Vor 150 Jahren wurde im Namen der „Wissenschaft“ jeder für verrückt oder rückständig gehalten, der an Sternschnuppen glaubte. Und heute? Wir sind nicht für revolutionären Fortschritt, der zuerst alles in Trümmer schlägt, um aus den Trümmern die neue Wahrheit aufzubauen; wir halten es mit dem konservativen Fortschritt, der das gute Alte respektiert, das als falsch Erkannte abstreift, die neuen Wahrheiten untersucht, und hat er sie als Wahrheiten erkannt, mit ganzem Herzen auch ihnen zustimmt, ja selbst auch nach neuen Wahrheiten eifrig ausschaut. Wir schreiten nicht blindlings vorwärts ins Dunkle, — unser Ziel ist und bleibt die Wahrheit. Der kath. Kirche stände es schlecht an, wie ein Kind Phantomen und Phantasien nachzujagen; sie schreitet langsam aber sicher voran. Sie ist zu alt geworden und zu erfahren, als daß sie jedem tatendurstigen Forscher gleich nach-eilt.

Wir halten uns an die Worte der bayerischen Bischöfe (12. 4. 1899): „Die kath. Kirche verwirft nicht die Wissenschaft, sondern den Irrtum; sie verdammt keineswegs die Freiheit einer gesunden und richtigen Forschung, aber sie verwirft die zügellose Forschung, welche sogar die ewigen Wahrheiten unter dem Vorwande des „Fortschritts“ entstellt oder forrätieren möchte.“



# St. Josephsgärtchen.

## Die hl. Familie in Aegypten.

(Fortsetzung.)

Ungefähr nach einem Aufenthalt von 1½ Jahren, da Jesus etwa zwei Jahre alt war, verließ die hl. Familie Heliopolis wegen Mangel an Arbeit und mancherlei Verfolgungen. Sie zogen mittagswärts gegen Memphis zu.

Als sie nicht weit von Heliopolis durch eine kleine Stadt kamen und sich in der Vorhalle eines offenen Götzentempels niederlegten, um zu ruhen, stürzte das Gözenbild nieder und zerbrach. Darüber entstand ein Auflauf unter den Götzenpriestern, welche die heilige Familie anhielten und bedrohten. Im Räte aber stellte ein Priester den anderen vor, er halte es für besser, sich dem Gotte dieser Leute zu empfehlen, indem er sie daran erinnerte, welche Plagen über ihre Vorfahren gekommen seien, als sie dieses Volk bedrängte, und wie in der Nacht vor ihrem Auszug in jedem Haus der Erstgeborene gestorben sei usw. Auf diese Beratung hin wurde die hl. Familie ungestört entlassen.

Sie zogen nun weiter bis nach Troja, einem Ort an der Morgenseite des Nil, Memphis gegenüber. Der Ort war groß, aber sehr kotig. Sie gedachten hier zu bleiben, wurden aber nicht aufgenommen, ja sie konnten nicht einmal einen Trunk Wasser bekommen, noch einige Datteln, worum sie baten. Sie wandten sich daher wieder nlabwärts und kamen zuletzt zu einem Ort, der später *M a t a r e a* hieß. Dieser Ort, der auf einer Landzunge lag, sodaß ihn von zwei Seiten das Wasser umgab, war sehr wüst und zerstreut. Die Wohnungen waren meist ganz schlecht von Dattelholz und festem Schlamm gebaut und mit Binjen bedeckt, sodaß Joseph hier viele Bauarbeit erhielt. Er machte die Häuser fester von Flechtwerk und baute Gallerien darauf, wo sie gehen konnten.

Hier wohnten sie in einem dunkeln Gewölbe in einsamer Gegend, nicht weit von dem Tore, durch das sie eingezogen waren. Joseph baute wieder einen leichten Vorbau vor das Gewölbe. Auch hier fiel bei ihrer Ankunft das Gözenbild in einem kleinen Tempel und später alle Gözenbilder um; aber ein zweitesmal beruhigte ein Priester das Volk durch die Erinnerung an die Plagen Aegyptens. Später, als sich eine kleine Gemeinde von Juden und bekehrten Heiden um die hl. Familie gesammelt hatte, überließen ihnen die Priester den kleinen Tempel, und Joseph richtete ihn zu einer Synagoge ein. Er wurde wie der Vater der Gemeinde, und führte ein, daß sie die Psalmen ordentlich sangen, denn ihr Gottesdienst war ganz verwildert.

Schon in Heliopolis hatte ich gesehen, daß, wenn Maria mit dem Jesukind in den Beisaal ging, Joseph immer hinter ihnen stand, obschon die andern Männer und Frauen an beiden Seiten des Raumes getrennt standen und saßen. Mir wurde auch das Jesukind gezeigt, wie es bereits größer war und oft von anderen Kindern besucht wurde. Es konnte schon artig sprechen und laufen, war viel bei Joseph und ging auch manchmal mit ihm, wenn er auswärts arbeitete. Es hatte ein langes, braunes Röckchen an, das aus einem Stück gestrickt oder gewirkt war.

Die Juden im Lande Gosen hatten schon in Du (Heliopolis) Bekanntschaft mit der hl. Familie, und Maria verrichtete allerlei weibliche Arbeit für sie, machte Strick-, Flecht- und Sticwerk und ähnliches. Sie wollte aber nie überflüssige Sachen oder eiteln Schmuck machen, sondern nur das Notwendige und die Bekleider. Ich sah, daß Frauen ihr Arbeit brachten, welche sie nach der Mode und zur Eitelkeit verlangten, und daß Maria die Arbeit zurückgab, so sehr sie auch einigen Erwerbes bedurfte. Ich sah auch, daß die Frauen ganz schändlich über sie schimpften.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

### Ein Ruf ins Kloster.

In dem Herzen des so wunderbar geleiteten Kindes wurde das Verlangen immer mächtiger, nur allein für Gott zu leben. Darum sann es beständig auf eine Lebensweise, bei der es dies am sichersten erreichen könnte. Lange trug sich Anna Katharina mit dem Gedanken, heimlich das elterliche Haus zu verlassen, um in weiter Ferne eine Stätte zu finden, wo sie unerkannt ein büßendes Leben zu führen gedachte. Außer Gott waren ihr ja die Eltern und Geschwister das einzige Gut, an dem sie mit zärtlicher Liebe hing; darum erschien ihr die Treue gegen Gott unvollkommen, wenn sie noch länger in der Heimat bliebe. Desgleichen faßte sie eine solche Zuneigung zu Ordenspersonen, daß sie sich vor Nührung nicht zu fassen wußte, wenn sie auch nur das Gewand eines strengen Ordens erblickte; allein sie wagte kaum zu denken, daß sie des Glückes teilhaft werden könnte, selbst einmal ein solches Kleid zu tragen.

Nach der Anschauung der Kirche tritt zwar jede Seele durch die Ablegung der Gelübde der heiligen Armut, der Keuschheit und des Gehorsams unter einem geistlichen Obern zu Gott in das Verhältnis geistiger Brautschaft; allein die außerordentliche Berufung, die an Anna Katharina erging, der Aufwand ungewöhnlicher Gnaden, deren sie gewürdigt wurde, und die besondere Treue, welche sie in ihrem Gebrauche zu leisten hatte, sind ein Beweis, daß ihre Brautschaft eine ganz einzige und bevorzugte werden sollte, und daß sie erkoren war, dem Bräutigam der Kirche jene Unbilden zu ersetzen, die der Treubruch Unzähliger ihm bereitere.

Im fünften oder sechsten Lebensjahre erhielt sie von Gott die erste förmliche Berufung zum heiligen Ordensstand. Sie bekannte später hierüber: „Ich war noch ein sehr kleines Mädchen und hütete die Kühe. Da kam ich ins Gesicht; es war mir, als gehe ich nach Jerusalem. Es kam eine Klosterfrau zu mir, die ich später als Johanna von Valois kennen lernte, sie war sehr ernst und führte ein wunderschönes Knäblein von meiner Größe an der Hand und sprach zu mir: „Sieh' diesen Knaben an! Willst du ihn zum Bräutigam?“ Ich sagte ja, und sie versicherte mich, ich solle nur ganz ruhig sein und harren, bis er



käme; ich würde Klosterfrau werden. Dies schien mir ganz unmöglich, aber sie wiederholte, ich würde gewiß in ein Kloster kommen, denn diesem meinem Bräutigam sei alles möglich. Daran hielt ich nun fest und sicher. — Als ich erwachte, trieb ich die Kühe ruhig nach Hause. Ich hatte das Gesicht am hellen Mittag. Solche Gesichte beunruhigten mich nie, und ich glaubte, alle Menschen hätten den gleichen Umgang mit Gott. —

Mein Vater hatte ferner das Gelübde gemacht, alljährlich ein fettes Kalb in das Annunziaten-Kloster in Roesfeld zu schenken. Wenn er es dorthin brachte, pflegte er mich mitzunehmen. Kamem wir nun ins Kloster, so trieben die Nonnen mit mir kindischen Scherz. Sie setzten mich ins Drehfenster und drehten mich bald zu sich ins Kloster, mich zu beschenken, bald drehten sie mich wieder heraus, mich scherzend fragend, ob ich nicht bei ihnen bleiben wolle. Ich sagte immer ja und wollte nicht wieder fort. Da sagten sie dann: „Das nächstemal wollen wir dich behalten!“ So klein ich war, so gewann ich doch eine große Liebe zu diesem Kloster, in welchem noch eine gute Ordnung herrschte. Hörte ich die Glocken in der Klosterkirche, so betete ich in der Meinung, meine Andacht mit den frommen Klosterleuten zu vereinigen, und so bekam ich einen inneren, lebendigen Bezug auf das Annunziaten-Kloster.

Seitdem stand in Anna Katharina unwiderruflich der Entschluß fest, in ein Kloster zu treten, und da sie vorläufig noch keine Möglichkeit dazu sah, ging ihr eifriges Bestreben dahin, in der Welt, so gut sie es verstand und die Verhältnisse es erlaubten, das Leben einer Ordensperson zu führen. Eltern und Vorgesetzte wurden ihr gleich geistlichen Oberen, denen sie den pünktlichsten Gehorsam leistete, und was an Abtötung, Ueberwindung und Eingezogenheit eine Klosterregel vorschreiben mag, das übte sie nach inneren Weisungen so vollkommen, als sie es nur vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

### Hilfe des hl. Joseph auf hoher See.

Mehr als Worte vermögen, dürfte das folgende Ereignis zur Verehrung des hl. Joseph aneignen. Ein Missionär der „Väter vom heiligen Geist und dem heiligsten Herzen Mariä“ erzählt die Tatsache also:

Am 24. Oktober 1884 verließen wir auf dem Schiffe Argo Hall-Wille und feuerten über das Indische Meer nach Madagaskar (an der Ostküste von Afrika.) Am Morgen des 25. Oktober fuhr das Schiff fest auf einen Felsen. Um loszukommen, arbeitete die Maschine den ganzen Tag mit voller Dampfkraft. Alle Leute, die auf dem Schiffe waren, legten Hand an und machten übermenschliche Anstrengungen. Aber umsonst, das Schiff wich nicht vom Fleck.

Der Schiffskapitän M. J. Roussel ließ, um das Schiff zu erleichtern, 91 Ochsen, Kohlen, Kaufmannswaren usw., alles im Gewichte von 200 Zentner, über Bord ins Meer werfen. Vergeblich, das Schiff regte sich nicht.

Der Wind war stark, das Meer aufgeregt und Land in sehr, sehr weiter Ferne. Unsere Lage war höchst gefährlich. Das Schiff konnte sich jeden Augenblick spalten. Die Matrosen sagten, daß von hundert Schiffen in ähnlicher Lage kaum eines gerettet würde. Die Passagiere waren von Furcht ergriffen und einige wurden krank vor Schrecken.

Abends gegen halb 9 Uhr stieg der Kapitän in den Salon, um etwas zu genießen. Er hatte den ganzen Tag weder etwas gegessen, noch getrunken, er war ganz erschöpft und abgemattet. Ich sagte ihm: „Mut, Herr Kommandant! Die Schwestern (zwei Missionsschwestern vom hl. Joseph) und ich, wir haben die hl. Jungfrau und den hl. Joseph angerufen. Ich bin sicher, sie kommen uns zu Hilfe, und wir gelangen zum Hafen.“

„D“, sagte der Kapitän, „der heil. Joseph ist mein Namenspatron!“ Er hatte keine Zeit, weiter zu reden, denn in demselben Augenblick trat der Maschinist ein und sagte: „Herr Kommandant, die Maschine versagt ihren Dienst, es ist etwas beschädigt!“ — „Dann löschen Sie das Feuer aus!“ sagte erregt der Kapitän.

Menschlicherweise zu urteilen, blieb keine Hoffnung mehr, da die Dampfkraft fehlte. Das war der Augenblick, den der hl. Joseph erwählt hatte, um sich zu zeigen.

Der Kapitän stand einige Augenblicke ratlos da, dann ging er zum Hinterteil des Schiffes und rief: „Die Männer an die Arbeit!“

Vom Morgen an hatte die Maschine den ganzen Tag mit voller Kraft gearbeitet und das Schiff hatte sich nicht rühren und regen wollen. Jetzt mochten etwa vier Mann Hand angelegt haben. Aber der hl. Joseph war da!

Das Schiff erhält einen Ruck, kracht und bröhnt über dem Fels — kurze Zeit, und es ist flott.

Den folgenden Tag fährt es stolz dahin auf hoher See. „Wir sind gerettet! Dank und Liebe dem hl. Joseph!“ So der Missionär.

Wir alle fahren über das stürmische Meer dieses Lebens. Bitten wir den hl. Joseph, daß er unser zerbrechliches Fahrzeug lenke. Unter seinem Schutz sind wir sicher vor Schiffbruch und gelangen wohlbehalten in den Hafen der ewigen Seligkeit.

Eine Lehrersfamilie im wahren und idealen Sinn des Wortes ist die Familie des Herrn Lehrers Martin Rützig in Biesingen (Rheinpfalz), indem sämtliche Söhne einem hohen Lehrberuf sich gewidmet haben oder noch widmen wollen. Der älteste Sohn P. Joseph ist Lehrer am Gymnasium in Freiburg i. Schw. als Priester des Minoritenordens. Der zweite Sohn, Trappistenpater Chrysostomus, wirkt in Mariannhill im fernen Afrika als Missionär unter den Schwarzen. Zwei Söhne des genannten Herrn wollten auch noch Priester werden, sind aber nahe am Ziele im Alter von 18 und 21 Jahren gestorben. Jetzt hat Herr Lehrer Rützig noch 2 Söhne, die Zwillingenbrüder sind. Der eine von diesen trat am 21. Oktober 1908 die vierwöchentliche Reise nach Afrika an, um an der Seite seines Bruders auch als Missionär und Lehrer der Schwarzen in Mariannhill zu wirken. Auch der zurückbleibende Zwillingenbruder gedenkt Priester zu werden. So bringt Herr Lehrer Rützig, der sich in unserer Gemeinde einer einzigartigen Beliebtheit erfreut wegen seines offenen, leutseligen und geraden Charakters, alle seine Söhne Gott dem Herrn zum Opfer, die da in der schönsten Weise die Worte des Herrn als echte Lehrersöhne befolgen: „Gehet hin und lehret alle Völker!“



## Von Pavianen geraubt.

Von R. G.

Mein Geburtsort war Garfingham in Orfordshire, schreibt Allan Quatermain in seiner Selbstbiographie. Aus meiner Kindheit ist mir namentlich ein Ereignis in lebhafter Erinnerung geblieben. Ich war mit mehreren andern Kindern von Herrn Carson zur Weihnachtsbescherung eingeladen worden. In dem mit dunkeln Eichenholz getäfelten Speisezimmer stand der Weihnachtsbaum. Ich war in der großen Gesellschaft, die hier zusammenkam, etwas schüchtern, versteckte mich daher halb hinter einem Stuhle und beobachtete das Töchterlein des Hausherrn, Stella mit Namen, die als Weihnachtsengel gekleidet war und den Kindern die Geschenke vom Baume austeilte. Endlich kam die Reihe an mich. Ich erhielt einen großen Affen. Stella hatte ihn von einem untern Zweig herabgenommen und mir mit den Worten eingehändigt: „Das ist mein Weihnachtsgeschenk für dich, kleiner Allan Quatermain.“

Während sie dies tat, berührte ihr mit Baumwollwatte überklebter Aermel eine der brennenden Wachskerzen und fing Feuer! — Das arme Mädchen war vom Schreck wie gelähmt; die Damen, die in der Nähe waren, schrieken laut auf, doch keine von ihnen rührte sich. Da warf ich mich selbst instinktmäßig auf das brennende Kind, schlug mit beiden Händen tapfer auf das hell auflodernde Feuer, und bald glückte es mir, es zu ersticken. Wohl habe ich mir dabei die Hände gehörig verbrannt, sodaß sie noch lange nachher verbunden werden mußten, doch, — was die Hauptsache war — die kleine Stella Carson war gerettet. Sie hatte überhaupt keinen Schaden genommen; nur am Halse blieb eine kleine Brandwunde zurück. Dies ist, wie gesagt, das Ereignis, das mir aus meiner Kindheit am lebhaftesten in Erinnerung blieb.

Bald darauf wanderte Herr Carson aus. Er war von einer ihm sehr nahestehenden Person aufs empfindlichste an seiner Ehre gekränkt worden. Die Heimat edelte ihn jetzt an; er verkaufte all' sein Hab und Gut und bestieg ein Schiff. Drüben, überm großen Weltmeer, in irgend einem abgelegenen Winkel Afrikas, wollte er sich mit seiner kleinen Stella lebendig vergraben. Niemand sollte ihn mehr kennen, niemand den Namen „Carson“ aussprechen. —

Ein halbes Jahr später pochte das Unglück an unsere eigene Thür. Böswillige Menschen warfen heimlich ein totes Schaf in unseren Brunnen. Das Wasser wurde verpestet, meine Mutter und sämtliche Geschwister starben rasch nacheinander dahin, der Vater aber folgte dem Beispiele Carsons, verkaufte sein Haus und zog mit mir nach Südafrika.

Zu jener Zeit hatte die Zivilisation im südlichen Afrika noch wenig Fortschritte gemacht. Mein Vater kaufte eine Farm und bewirtschaftete sie mit Hilfe einiger Kaffern. Als nächste Nachbarn hatten wir ein paar Burenfamilien. Hier nun wuchs ich zum Manne heran. Ich wurde ein scharfer Beobachter der Natur und der Menschen. Als ich 20 Jahre alt war, sprach ich außer Englisch, meiner Muttersprache, auch Holländisch und Kaffrisch, und zwar in drei bis vier Dialekten, war ein tüchtiger Schütze und Reiter und dabei so stark und kräftig, daß ich die größten Anstrengungen und Entbehrungen mit derselben Leichtigkeit ertragen konnte, wie die schwarzen Eingeborenen.

Da starb mein guter Vater. Als ich eines Abends vom Felde heimkam, fand ich ihn tot in seinem Lehnstuhl. — Ich begrub ihn mit all' der Liebe eines guten Sohnes, doch meines Bleibens war fortan auf der Farm nicht mehr. Ein gewisser dunkler Trieb drängte mich unwiderstehlich fort, hinaus in die wilde Fremde. Ich wollte weit hinaus ins Innere, bis zum Sambesi hinauf. Ein schon ziemlich bejahrter, doch noch äußerst tüchtiger Kaffer begleitete mich. Er hieß Indabasimbi und stand bei seinen Landsleuten im zweifelhaften Ruf eines großen Zauberers. Es war derselbe, der einst dem Tschaka in dem großen Herengericht den Gnußschweif ins Gesicht geschlagen hatte und deshalb von ihm als der einzige Wahrsager in ganz Zululand anerkannt und begnadigt worden war.

Die vielen Abenteuer, die wir auf unseren Reisen zu bestehen hatten, will ich stillschweigend übergehen. Nur eines sei hier kurz erwähnt: Der Burenführer Hans Botha, der mit einem Häuflein seiner Leute auf der Wanderung nach einer neuen Ansiedlung begriffen war, wurde von einem feindlichen Kaffernstamm angegriffen und nach heldenmütiger Gegenwehr mit all den Seinen grausam hingerichtet. Nur sein etwa sechsjähriges Mädchen, Tota mit Namen, ein überaus liebenswürdiges Kind, blieb dabei wie durch ein Wunder verschont. Ich nahm mich des armen Waisenkindes an, das mich bald wie seinen eigenen Vater liebte.

Nach langem, langem Wandern kamen wir, d. h. ich, Indabasimbi und Tota, an eine Wüste, eine weite, sandige Gegend, die hie und da von niedrigem Strauchwerk und zerstreuten Felsblöcken unterbrochen wurde. So weit das Auge nur reichte, war nichts als Stein und Busch und Sand. Nur am äußersten Horizont entdeckte ein scharfes Auge eine Kette blaugrauer Berge, aus deren Mitte ein hoher, einsamer Berg in die Luft ragte. Dies war das nächste Ziel unserer Reise.

„Indabasimbi“, sprach ich zu meinem schwarzen Begleiter, „wir können niemals da hinüber, und wenn wir eine volle Woche rastlos weiter wandern.“

„Wie du willst, Matumajan“ — so nannte er mich — „aber ich sage dir, daß dort — dabei zeigte er auf die obige Bergkuppe — ein weißer Mann lebt. Wende dich, wohin du willst, aber ich sage dir, falls du eine andere Richtung einschlägst, werden wir alle miteinander umkommen!“

Das war nun eine schlimme Sache! Wir waren allein, fast ohne Nahrung, ohne Transportmittel, und hatten obendrein ein sechsjähriges Kind zu tragen. An eine Rückkehr war nicht zu denken, vor uns aber lag die öde, wasserlose Wüste. Da hieß es, der göttlichen Vorsehung sich anvertrauen; Gott allein konnte uns noch helfen.

„Komm“, sagte ich zu Indabasimbi, indem ich die vom langen Wandern vollständig erschöpfte Tota auf den Arm nahm, „wir wollen nach dem fernen Berge zuwandern, denn schließlich führen alle Wege zur Ruhe. Gelangen wir glücklich bei dem weißen Manne an, von dem du sprichst, um so besser.“

Der geneigte Leser möge mir erlassen, all das Glend zu schildern, das wir im Laufe der nächsten vier Tage durchzumachen hatten. Es grenzt einfach ans Unglaubliche. Wir waren bald ohne Nahrung, und, was noch entsetzlicher war, ohne Wasser. Ein kleines Nestchen sparten wir für das arme Kind, das



wir abwechselnd in der afrikanischen Sonnenhitze durch den tiefen Sand trugen. Nacht für Nacht lagerten wir in dem Strauchwerk, kauten die Blätter und leckten den Tau von dem spärlichen Gras. Weit und breit keine Quelle, keine Wasserpflanze, kein Wild.

Es war die dritte Nacht; wir waren vor Durst wie toll. Tota hatte das Bewußtsein verloren. Indabasimbi hatte noch ein wenig Wasser in seiner Flasche, vielleicht ein Weinglas voll. Wir feuchteten unsere Lippen und schwarz gewordenen Zungen damit an. Den Rest gaben wir dem Kinde; es belebte sie. Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht, um kurz darauf in einen tiefen Schlaf zu sinken.

Endlich brach die Dämmerung an. Die Hügel schienen nicht weiter als acht englische Meilen (2½ Wegstunden) entfernt und waren grün. Dort mußte also Wasser sein!

„Komm!“ sagte ich zu Indabasimbi, „brechen wir auf; dort drüben bei jenen Bergen winkt uns Rettung!“ — Der Schwarze hob Tota in eine Art Tragriemen, die wir aus der Decke gemacht hatten und worin wir sie auf dem Rücken trugen. So taumelten wir eine Stunde weiter durch den Sand. Das Kind erwachte und schrie nach Wasser, aber ach, wir konnten ihm keins geben. Uns selbst hingen buchstäblich die Zungen aus dem Munde, sodaß wir kaum mehr sprechen konnten.

Wir rasteten eine Weile; Tota fiel neuerdings in Ohnmacht. Dann brachen wir auf. Indabasimbi trug das Mädchen. Der alte, nur aus Haut und Knochen bestehende Mann hatte eine wunderbare Kraft und zeigte eine staunenswerte Zähigkeit und Ausdauer.

Wieder eine Stunde. Der Fuß des großen Bergesegels konnte kaum mehr als eine halbe Stunde entfernt sein. Ungefähr hundert Schritte von uns entfernt stand ein großer Affenbrothbaum. Endlich hatten wir ihn, total erschöpft, erreicht. Der Schatten unter seinem dichten Blätterwerk erschien uns wie die Kühle eines Steingewölbes. Ein guter Ort zum Sterben, dachte ich mir; dann schloß ich ein.

Da war es mir plötzlich, als fälle mir auf Gesicht und Kopf plötzlich ein erquickender Regen. Langsam mit unendlicher Mühe öffnete ich die Augen, um sie sofort wieder zu schließen. Nun war es mir, als habe ich eine Vision: Ein schönes, dunkel längiges Mädchen beugte sich über mich und sprengte mir Wasser ins Gesicht. Wie kam dieses weiße Mädchen hierher in die Wildnis? — Horch, nun spricht sie! Ihre melodische Stimme klingt süß wie eine Musik. „Hendrika“, spricht sie im reinsten Englisch, „ich fürchte, er stirbt; eile schnell zu meiner Satteltasche und bringe mir etwas Kognak!“

„Ah, ah!“ grunzte eine harte Stimme als Erwiderung. „Fräulein Stella, lassen Sie ihn sterben!“ Er wird bringen Unglück! Lasse sterben, sage ich!“

Nun öffnete ich abermals meine Augen und erkannte nun, daß es kein Traumgesicht, sondern Wirklichkeit war, was ich sah und hörte. Vor mir stand eine hohe, anmutige Frauengestalt mit dunkeln, bligen Augen. Ihre ausgestreckte Rechte zeigte auf ein zweites weibliches Wesen, das halb wie ein Mann gekleidet war. Dieses sonderbare Geschöpf war noch jung, von weißer Gesichtsfarbe, kaum mittelgroß, hatte eingebogene Beine und riesige Schultern. Ihre Stirne wick zurück, während Kinn und Mund stark hervortraten, kurz, sie erinnerte mich in ihrem ganzen Wesen an einen Affen.

Die Dame fuhr sie streng an mit den Worten: „Wie kannst du es wagen, mir schon wieder ungehorsam zu sein? Weißt du nicht, was ich dir gesagt habe?“

„Ah, ah!“ grunzte das wilde Mädchen. „Miß Stella, bitte mir nicht böse sein! Das tut dem Kinde weh. Was ich sagte, ist wahr; doch will gehen und holen Kognak.“

„Keinen Kognak“, flammelte ich mühsam, so weit es eben meine geschwollene Zunge zuließ. „Wasser, Wasser!“

„Ah, er lebt!“ rief nun die junge Dame aus, „und spricht englisch! Sehen Sie, Herr, hier in Ihrer Flasche ist Wasser. Ich habe es soeben aus der nahen Quelle geholt; sie ist dicht nebenan, gleich auf der anderen Seite des Baumes.“

Ich richtete mich mühsam in sitzende Stellung auf, hielt die Flasche an die Lippen und sog gierig die köstliche Flüssigkeit ein. O dieser Trunk frischen, klaren Wassers! Noch nie hatte ich so etwas Köstliches genossen. Sofort fühlte ich wieder das Leben in meine halberstorbene Glieder zurückkehren; doch vorsichtigerweise ließ sie mich nicht viel trinken.

„Genug, genug!“ jagte sie, „vorläufig nicht mehr!“ und nahm mir dabei mit sanfter Gewalt die Flasche aus der Hand.

„Das Kind“, sagte ich, „das Kind! Ist es tot?“ „Ich weiß es nicht. Wir sind erst vor wenigen Minuten hierher gekommen und vor allem versuchte ich es, Sie wieder zum Leben zu erwecken.“

Ich wandte mich um und kroch zu der Stelle, wo Tota neben Indabasimbi am Boden lag. Keines von beiden rührte sich. Die Dame besprengte nun Totas Gesicht mit Wasser, — Hendrika tat daselbe an Indabasimbi, — mich aber wandelte, als ich das Wasser fließen sah, fast eine Art Reiz an, so groß war noch mein Durst und so sehr verlangte mein Innerstes nach dem köstlichen, unvergleichlichen Naß! Bald öffnete Tota zu meinem Entzücken die Augen und versuchte zu reden, doch das arme Ding konnte nicht, so sehr waren ihr Zunge und Lippen geschwollen. Nun gab ihr die Dame zu trinken, und der Erfolg war, ähnlich wie bei mir, fast wunderbar. Wir erlaubten ihr, etwa eine Tasse voll zu trinken, obschon sie bitterlich weinend nach mehr verlangte. In diesem Augenblick kam auch der alte Indabasimbi unter Stöhnen zu sich. Er öffnete die Augen, griff nach der Flasche und tat einen kräftigen Schluck, denn er hatte die Situation sofort begriffen.

Nun hielt ich eine kleine Umschau und erblickte zu meiner Linken zwei gute Pferde. Das eine trug einen rohgearbeiteten Damensattel, das zweite war ohne alles. Zur Seite lagen zwei Hunde von gedrungenen Windspielart; sie beobachteten uns genau und fixierten zeitweilig einen toten Drygbock, den sie augenscheinlich erjagt hatten.

„Hendrika“, sagte nun die Dame, „schau nach, ob reife Früchte auf dem Baum zu finden sind.“

„Ja, ich sehe welche, aber sie hängen hoch, ganz droben an der Spitze.“

„Hole sie herab!“

„Das ist leichter gesagt, als wie getan“, dachte ich bei mir selbst; doch ich hatte mich sehr geirrt; denn das Mädchen sprang plötzlich über einen Meter hoch in die Luft, griff mit ihren großen, flachen Händen nach einem vorspringenden Ast — ein Schwung, um den sie ein Akrobat hätte beneiden können, — und oben war sie! „Nun geht's nicht weiter“, dachte ich



wieder, denn der nächste Ast war außerhalb ihres Bereiches. Doch abermals irrte ich mich. Sie stellte sich auf einen Zweig, hielt ihn mit den nackten Füßen fest und schwang sich im Nu nach dem oberen Ast, den sie mit festem Griff erfaßt hatte.

Die Dame las mir offenbar das höchste Erstaunen vom Gesichte ab. „Wundern Sie sich nicht“, sagte sie, „Hendrika ist nicht wie andere Leute; sie fällt nicht.“

Ich fand keine Antwort, beobachtete aber das Vordringen der seltsamen Person mit atemlosem Interesse. Weiter ging sie, schwang sich von Ast zu Ast und lief darauf entlang wie ein Affe. Endlich gelangte sie zur Spitze und griff nach dem Zweige mit den reifen Früchten. Dann gab es einen Krach — noch einen zweiten — und der Ast, auf dem das Mädchen stand, brach. Ich schloß die Augen und erwartete, sie im nächsten Augenblick zerstückelt am Boden zu sehen.

„Fürchten Sie nichts“, sagte die Dame lachend, „sehen Sie, sie ist ganz wohlbehalten. Ich blicke auf, und so war es. Sie hatte beim Fallen einen Ast ergriffen, hing einen Augenblick daran, und ließ sich dann sachte auf den nächsten nieder. Auch der alte Indabajimbi war der Vorstellung mit Interesse gefolgt, schien sich aber darüber wenig zu wundern. „Ein Pavian-Weib“, sagte er trocken, als ob es solcher Leute genug gebe; dann versuchte er Tota zu trösten, die nach mehr Wasser jammerte. Mittlerweile kam Hendrika mit großer Geschwindigkeit vom

Baum herunter und schwang sich, indem sie sich am letzten Ast festhielt, von etwa 10 Fuß Höhe auf die Erde nieder.

Zwei Minuten später saugten wir alle an der fleischigen Frucht. Sonst würden wir sie wohl wenig schmackhaft gefunden haben, jetzt aber schien sie uns das delikateste Ding, das wir je verkostet hatten. Wenn man drei Tage ohne Speise und Trank in der Wüste zugebracht hat, ist man nicht anspruchsvoll. Während wir noch die Frucht aßen, trug die Dame ihrer Begleiterin auf, dem Dryzbod, den die Hunde getötet hatten, das Fell abzuziehen. Sie selbst begann aus dünnen Baumästen ein Feuer anzuzünden. Sobald es hell brannte, nahm sie Streifen des Dryzleisches, röstete sie und reichte sie uns auf Blättern dar. Wir aßen und dursteten sodann wieder ein wenig Wasser trinken.

Hierauf führte sie Tota zur nahen Quelle und wusch sie. Dann kamen auch wir mit Waschen an die Reihe. Welch' eine Wohltat! Allerdings nur mühsam gehend, doch ein anderer Mensch, kehrte ich zum Baume zurück, wo die schöne junge Dame mit Tota auf den Knien saß. Sie wiegte das Kind in Schlaf und hielt den Finger in die Höhe, damit ich nicht spräche. Endlich schief das Kind einen guten, festen Schlaf, — ein Beispiel, dem ich gerne gefolgt wäre, wenn mich nicht brennende Neugierde gequält hätte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die hl. drei Könige in der Kunst.

Nach Prof. D. Georg Meischel.

Weihnachten — nur das deutsche Volk hat das Fest mit einem Namen geschmückt, der der eigenen Sprache und dem unmittelbaren Empfinden des Volkstums entspringt. Das französische Volk wandelt das lateinische Wort „natalis“, d. h. Geburtstag (Jesu), in sein „Noël“ um, mit welchem Namen es das Fest bezeichnet, und der Engländer entlehnt sein „Christmas“ — Christmesse — der lateinischen Kirchensprache. Das deutsche Wort „Weihnachten“ bezieht sich allerdings zunächst nicht nur auf das Weihnachtsfest selbst für sich allein, sondern umfaßt die „zwölf heiligen Nächte“, d. h. den gesamten Zeitraum zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar, der als besonders geheiligt galt. Am 6.

Januar schließt sich dann das Epiphaniensfest an, das zuerst als Fest der Taufe Jesu galt, dann aber in der mittelalterlichen Kirche zum „Feste der heiligen drei Könige“ wurde.

In der christlichen Kunst finden wir als Gegenstand des Weihnachtsfestes naturgemäß zunächst die Anbetung des Christkinds durch

Maria, Joseph und die Hirten an der Krippe zu Bethlehem. Aber auch die Anbetung der Könige trägt durchaus weihnachtlichen Charakter, weil sie ebenfalls oft unmittelbar in den Stall zu Bethlehem verlegt wird und eine Anbetung des Christkinds darstellt, ja öfter auch mit der Anbetung seitens der Hirten vereint wird. In den sogen. Krippen, die das Weihnachtsfest verherrlichen, dürfen neben den anbetenden Hirten die hl. drei Könige nicht fehlen.

Im Evangelium des Evangel. Matthäus wird berichtet:

„Als Jesus zu Bethlehem geboren war, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande gen Jerusalem.“ Die Erzählung schließt:

„Und sie gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder, und beteten es an, und taten ihre Schätze auf, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.“

Der Bericht spricht nicht von Königen, sondern von „Weisen“, oder, wenn wir das griechische



2. Wandgemälde aus den römischen Katakomben (Nach Wilmert, „Die Malereien der Katakomben Roms“, Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.)



Wort des Textes selbst in unsere Sprache herübernehmen, von „Magiern“. Mit diesem Namen wurden die Angehörigen einer Priestertaste unter den Persern und Medern bezeichnet, die sich mit geheimer Naturkunde, besonders mit Astrologie, beschäftigten. War doch im Morgenland die Religion mit der Himmelskunde eng verknüpft. In der Tat finden wir darum

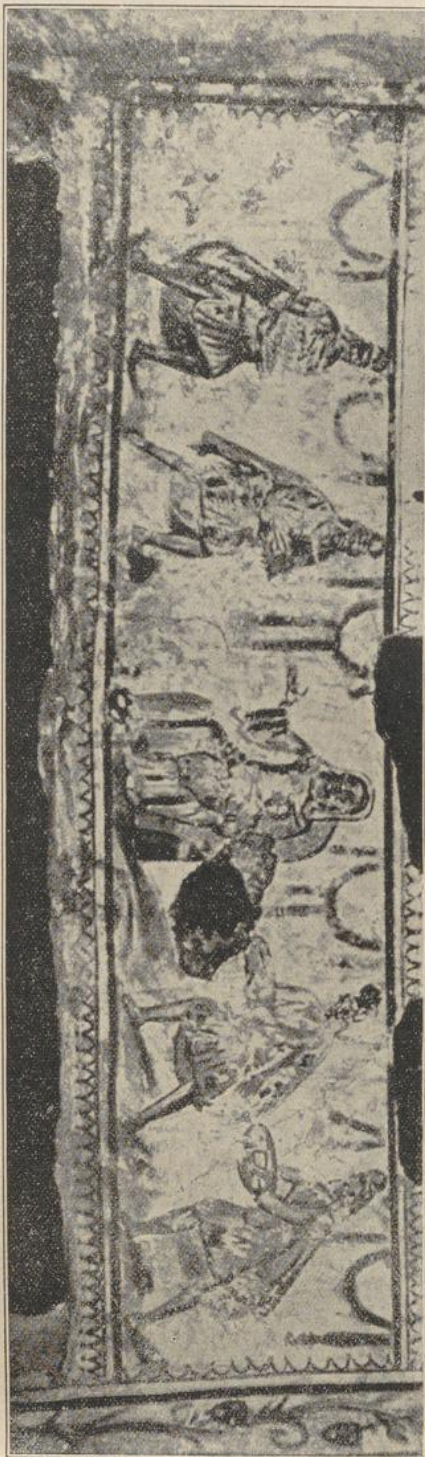
auch auf den ältesten Darstellungen in den Katakomben wie auf Sarkophagen der ersten Jahrhunderte, aber auch auf Bildern bis in das zwölfte Jahrhundert, daß die betreffenden Gestalten keine Königskronen, sondern spitze, oben oft nach vorn gekrümmte sog. phrygische Mützen, kurze Röcke und Beinleider, zuweilen bauchige Pumphosen tragen (Abbild. 1 bis 3). Selbst die Zahl der Magier, die ja auch in dem ursprünglichen Be-

richt nicht angegeben ist, war bei den ältesten Darstellungen mitnichten die Drei. Unter den ältesten uns bekannten Bildern finden wir einmal zwei (Abbild. 2), ein andermal vier Magier (Abbild. 1), die symmetrisch um die in der Mitte sitzende Gottesmutter, die das Christkind auf dem Schoße hat, verteilt sind. Selbst die Zwölfszahl der Magier wird uns in morgenländischen Schriften berichtet, wenn wir sie auch auf Darstellungen nicht finden. Die zwölf Stämme des Volkes Israel und die zwölf Apostel werden dabei wohl mitgewirkt haben, um die Vollzahl der aus dem heidnischen Morgenland kommenden Anbeter des Herrn zu bezeichnen.

Aber im Abendland wenigstens ist die Dreizahl der Magier herrschend. Papst Leo der Große (gestorben 461) ist zwar der erste, der ausdrücklich die Dreizahl nennt; aber auf den meisten Darstellungen in den Katakomben und auf Sarkophagen der ersten Jahrhunderte sind es schon drei Magier. Zunächst haben dabei zweifellos die dreifachen Geschenke bestimmend gewirkt, die einzeln auf die Magier verteilt wurden. Doch wurden später auch andere mystische Beziehungen zur hh. Dreieinigkeit, die die Magier anbeten, damit in Verbindung gebracht. Noch ein anderer Zusammenhang mit der Dreizahl legte sich nahe. Noach hatte ja die drei Söhne Sem, Cham und Japhet gehabt, von denen, als den einzigen nach der Sintflut Uebriggebliebenen, alle Völker abstammten. So wurden die drei Magier auch zu den Vertretern d. r. großen Völkerstämme, der Semiten, Chamiten und Japhetiten, ja dadurch auch der drei bekannten Weltteile Asien, Afrika und Europa gemacht. Daher kommt es, daß seit dem 15. Jahrhundert vielfach einer der drei, der Nachkomme Chams, als Mohr erscheint. Auch Namen erhielten die drei Persönlichkeiten. Es werden uns die verschiedensten berichtet, deren Anführung wir uns versagen. Doch bürgerten sich später für die Legende von den heiligen drei Königen die Namen Kaspar, d. h. Schatzträger, Melchior, d. h. König des Lichts, und Balthasar, d. h. Gottesknecht, ein.

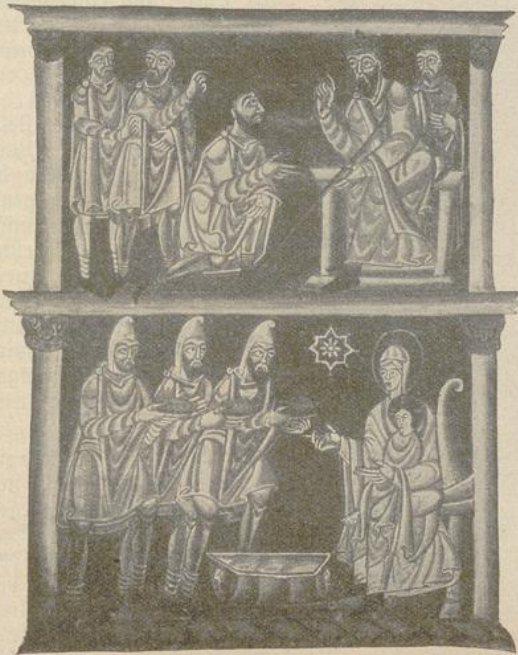
Wie und wann sind aber aus den Magiern die Könige der Legende geworden? Vom dritten Jahrhundert an entsteht diese Auffassung bereits im Anschluß an einzelne Stellen des Alten Testaments. In den Psalmen lesen wir: „Die Könige zu Tharsis und in den Inseln werden Geschenke bringen; die Könige aus Reicharabien und Saba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten“ (72, 10. 11). „Um deines Tempels willen zu Jerusalem werden dir die Könige Geschenke zuführen“ (68, 30). Es lag nahe, in der Geschichte von den aus dem Morgenland kommenden Magiern die Erfüllung dieser Worte zu sehen; und wenn es heißt: „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgehet“ (Jesaja 60, 3), so lag es wiederum nahe, diese Worte in Verbindung mit dem Stern zu bringen, der den Magiern erschienen war. So bürgert sich allmählich diese Auffassung ein, ohne daß sie von allen Kirchenlehrern angenommen wird. Aber vom 12. Jahrhundert an spricht man nur noch von den „drei Königen“. Daß diese Auffassung vor dem 12. Jahrhundert nicht ungeteilt herrschte, beweist die Tatsache, daß die künstlerische Darstellung der heiligen Könige erst von dem genannten Jahrhundert an allgemeine Verbreitung findet. Bis dahin erscheinen fast ausnahmslos die Magier auf den Bildwerken. Doch ist irrtümlich behauptet worden, daß vor dem 12. Jahrhundert überhaupt niemals die Könige zur Darstellung gekommen sind. Zwar ist das Mosaikbild in der St. Apollinariskirche in Ravenna, das ursprünglich aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts stammt, und auf dem die drei Ge-

1. Wandgemälde aus den römisch u. Katakomben. (Nach Willpert, „Die Malereien der Katakomben Roms“, Freiburg i. Br., Schweizerische Verlagsanstalt.)





stalten Kronen tragen, nicht beweisend, da die Köpfe zweifellos erst viel später bei der Erneuerung des vielfach zerstörten Bildes angebracht worden sind. Aber in den Miniaturen des Codex Egberti, der in der Stadtbibliothek zu Trier sich befindet und aus dem



3. Miniatur aus dem Evangelium Kaiser Heinrichs II. in der königlichen Bibliothek zu Bamberg

zehnten Jahrhundert stammt, finden wir auf Tafel 15 die drei Könige mit Kronen (Abbild. 4). Daß aber vom 12. Jahrhundert an ganz allein die Könige in den Bildern erscheinen, hat wohl seinen besonderen Grund. Der Legende nach kamen ihre Gebeine, die Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin aufgefunden hatte, frühzeitig in die Sophienkirche nach Konstantinopel und von da später nach Mailand. Im Jahre 1164 schenkte aber Friedrich Barbarossa nach der Eroberung und Zerstörung von Mailand die Gebeine der hl. drei Könige seinem Reichskanzler, dem damaligen Erzbischof von Köln, Rainald von Dassel, der sie mit großer Feierlichkeit in den Dom überführte, wo selbst ihr berühmter Schrein sowie das im 15. Jahrhundert gemalte Bild des Meisters Stephan Lochner sich befindet (Abb. 6). Durch diese Überführung kam endgültig der Königscharakter der Ma-

gier zu allgemeinsten Anerkennung, und ihre Verehrung wurde sehr erhöht.

Solange die Magier in den Bildern vorkommen, sind sie allein ohne Begleitung anderer Personen dargestellt; und zwar finden wir sie stets stehend oder meist auf das Christkind, das auf dem Schoße der Gottesmutter sitzt, zueilend. Die Anbetung, die uns im Evangelium ausdrücklich erzählt wird, kommt nicht zum Ausdruck, sondern allein die Darbringung der Gaben. Bezeichnend dafür ist ein Doppelbild, das sich in dem Evangelium des Kaisers Heinrich II. (gest. 1024) befindet (Abbild. 3). In dem obern Bild erscheinen die Magier vor dem König Herodes, um sich nach dem neugeborenen König der Juden zu erkundigen. Ihre Häupter sind unbedeckt, und der eine kniet, das Haupt fragend erhoben, vor Herodes. Sie kommen bittend vor den König. In dem untern Bilde sehen wir sie wieder. Aber hier haben sie das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt und bringen stehend ihre Gaben dar. In der alten Kirche wurden überhaupt die Anbetenden stehend dargestellt, wie die alten Christen auch stehend beteten. Das Knien war der Ausdruck des Bittenden, des um Gnade Flehenden, war vor allem auch die Pflicht der Büsser in der Kirche, wodurch sie sich schon äußerlich von den anderen unterschieden. Sobald aber an die Stelle der Magier die Könige treten, sehen wir, daß die Herrscher der Welt die Knie vor dem Himmelkönig beugen. Bereits in dem ersten uns bekannten Königsbild (Abbild. 4) erscheint dies. Der eine bringt die Gaben, die beiden anderen werfen sich zur Erde. In den späteren Bildern ist es meist der älteste, der kniet und zugleich seine Gabe darbringt. Oft ist der zweite dargestellt in dem Augenblick, da er sich zum Knien anschickt, während der dritte (meist der Mohr) stehend abgebildet wird. Doch wechseln dabei auch die Gestalten

Besondere Typen der drei Gestalten bilden sich all-



4. Miniatur aus dem Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier. (Zehntes Jahrhundert.)



mächlich aus. Waren sie in den älteren Bildern vollständig gleichartig nach Aussehen und Haltung (Abbild. 1 und 2), so werden später nach und nach individuelle

können jedoch ohne Gefolge nicht gedacht werden. In dem Bilde von Giotto erscheinen allerdings nur erst einige Kamele als Lasttiere mit einem Führer. Später aber finden wir in der italienischen Kunst die prunkvolle Entfaltung eines großen Gefolges mit Rossen und Kamelen, so daß die Bilder die weltliche Pracht veranschaulichen, die sich in den Dienst des Heilandes stellt. Andrea Mantegna, Quini und Paolo Veronese sind dafür besonders hervorragende Zeugen. Die niederländische und die deutsche Kunst kehren mehr zur Einfachheit zurück und legen das Schwergewicht auf die drei Königsfiguren, die sie mit besonderer Innigkeit zur Darstellung bringen, während das Gefolge nur im Hintergrund erscheint.

Die Anbetung der Magier und später der Könige ist stets ein besonders beliebter Gegenstand für die darstellende Kunst gewesen. Neben Jesus, dem guten Hirten, der das verlorene Schaf auf den Schultern trägt, finden wir in den Katakomben keinen andern biblischen Vorgang so häufig als diesen. Aus den Katakomben kennen wir allein über zwanzig Bilder der Magier. Auch auf christlichen Sarkophagen der ersten Jahrhunderte erscheinen die



5. Giotto di Bondone (1267 bis 1337). Fresko in der Arenakapelle zu Padua.

Züge bemerkbar. Deutlicher macht der zweite den dritten auf den Stern, auf den er deutet, aufmerksam. Später hat der erste einen weißen, der zweite einen schwarzen, der dritte keinen Bart. Die verschiedenen Lebensalter werden sodann bei den drei Königen weiter ausgebildet. Kaspar wird als sechszigjähriger Greis gewöhnlich in violetter Tunika und gelbem Mantel, Balthasar als vierzigjähriger Mann in gelber Tunika und rotem Mantel, Melchior, der Mohr, als zwanzigjähriger in roter Tunika gemalt. Obgleich sie zu den hochgeehrten Heiligen gehören, haben sie doch meist keinen Heiligenschein. (Vgl. jedoch das Bild von Giotto di Bondone, Abbild. 5.)

Die Gaben, die sie bringen, sind in den alten Magierbildern durchaus nicht die im Evangelium genannten. Oft sind es auf Schalen aufgestaute, nicht näher bestimmbar Gegenstände, manchmal aber auch ein Kranz, eine Taube, ja auch Kinderspielzeug.

Die drei Könige bringen aber eine ganz neue Gestaltung in die Bilder. Die Magier erscheinen ganz allein. Könige

können jedoch ohne Gefolge nicht gedacht werden. In dem Bilde von Giotto erscheinen allerdings nur erst einige Kamele als Lasttiere mit einem Führer. Später aber finden wir in der italienischen Kunst die prunkvolle Entfaltung eines großen Gefolges mit Rossen und Kamelen, so daß die Bilder die weltliche Pracht veranschaulichen, die sich in den Dienst des Heilandes stellt. Andrea Mantegna, Quini und Paolo Veronese sind dafür besonders hervorragende Zeugen. Die niederländische und die deutsche Kunst kehren mehr zur Einfachheit zurück und legen das Schwergewicht auf die drei Königsfiguren, die sie mit besonderer Innigkeit zur Darstellung bringen, während das Gefolge nur im Hintergrund erscheint.



6. Stephan Lochner (gestorben 1452). Mittelfeld des Bildes im Kölner Dom.



Magier öfter.

Von plastischen Werken ist wohl das bedeutendste das reich gestaltete Relief an der Kanzel des Domes zu Siena von Niccolò Pisano. Zuletzt dürfen wir aber nicht der Kleinplastik vergessen, die in den Krippen sich entfaltet hat. Wer die herrliche Schmederer'sche Krippensammlung im Nationalmuseum zu München gesehen hat, — kein Besucher dieser Stadt sollte sie zu besichtigen veräumen — wird entzückt sein von der künstlerischen Gestaltung dieser mit besonderer Liebe gepflegten Kleinkunst. Natürlich bilden dabei auch die heiligen drei Könige und ihr Gefolge einen dankbaren Gegenstand.

### Auf nach Mariannhill!

Mariannhill wurde im Dezember 1882 vom hochw. P. Franz Pfanner gegründet. Zweck der neuen Niederlassung war zunächst die Urbarmachung eines Teiles der afrikanischen Wildnis, bald aber auch die Mitwirkung an der Befehrung der schwarzen Eingeborenen.

Das Werk war vom augenscheinlichen Segen Gottes begleitet. Schon drei Jahre nach seiner Gründung war Mariannhill eine Abtei und zählte über 100 Mitglieder. Gegenwärtig besitzt es über 80 Religiosen und mehr als 60 Priester und weit über 200 Konversbrüder, welche alle teils im Mutterhaus Mariannhill, teils auf seinen Stationen am großen Missionswerk arbeiten; die Mehrzahl dieser Stationen liegt in Natal und dem angrenzenden Griqualand. Sowohl in Mariannhill, wie auf sämtlichen Stationen sind zugleich Missionschwestern vom kostbaren Blut tätig, deren Zahl sich gegenwärtig auf ca. 420 beläuft.

Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, bedarf aber fleißiger Bearbeitung; der Feldbau leidet viel unter monatelanger Dürre und Hagelschlag. Das Klima ist verhältnismäßig sehr gesund, zumal auf den meisten Stationen in Natal und Griqualand.

Die Regel des hl. Benedikt und die Konstitutionen des Reform. Cisterzienserordens gelten natürlich auch für hier, doch haben wir infolge des heißeren Klimas und der mannigfachen Missionsarbeit verschiedene Dispensen und machen wir ganz besonders auf die wichtige Notiz im Neujahrsartikel Seite 2 aufmerksam! Im allgemeinen gewährt der Orden seinen Mitgliedern alles, was zu einem frischen und freudigen Schaffen notwendig und dienlich ist.

Die Arbeit verteilt sich nach den Kräften, dem Amt und Stande der Einzelnen. Chornovizen und Religiosen mit einfachen Gelübden obliegen neben den asketischen Übungen des Noviziates dem Studium und der Handarbeit. Der Studiengang ist für solche, welche ohne höhere Vorkenntnisse hieher kommen, p. t. auf 8–10 Jahre angelegt. Kirchlicher Bestimmung gemäß darf auch kein Religiose vor Ablegung der feierlichen Profess zu den höheren Weihen zugelassen werden.

Die Professpriester sind teilweise mit verschiedenen regulären Ämtern im Mutterhaus betraut, teils als Lektoren bei den Kandidaten der Philosophie und Theologie tätig; andere sind als Beichtväter und Magister mit der geistigen Leitung der Brüder und Schwestern, die Mehrzahl aber mit direkter Missionsarbeit auf den verschiedenen Stationen betraut.

Die Brüder obliegen ihrer Bestimmung gemäß der Landwirtschaft und Viehzucht, sowie allen Arten von Handwerken, werden jedoch teilweise auch als Aufsichtsbrüder in den Schulen und als Katecheten direkt in der Mission verwendet, und wirken neben und mit dem Missionär sehr segensreich.

Jedem wird sein Amt und seine Beschäftigung in widerprüflicher Weise vom ersten Ordensobern, dem Abt oder dessen Stellvertreter zugewiesen.

Indirekterweise ist bei uns ein Jeder in der Mission tätig: Durch Handarbeit und Herbeischaffung der nötigen Substanzmittel, durch Gebet, Opfer und gutes Beispiel. Die direkte Missionstätigkeit wiederum ist eine mannigfache: Unsere Kinder erhalten nicht nur in der Schule Unterricht in den Elementargegenständen: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen usw., sondern werden auch praktisch in die Arbeit eingeführt. Allen

unseren Brüdern, sowohl denen in der Feldwirtschaft als den verschiedenen Handwerkern, wie z. B. den Schuhmachern, Schneidern, Schmieden, Schreibern, Schlossern usw. sind schwarze Knaben als Lehrlinge und Gehilfen beigegeben. Die der Schule entwachsenen Jünglinge erhalten im sogenannten Josephshaus ein Heim, wo sie vor vielen sittlichen Gefahren geschützt sind, und selbst Verheiratete erhalten von unseren Missionären und Retoren noch Anleitung und Rat in mannigfacher Weise.

Das Ganze gleicht einem großem Uhrwerk, wo alle Räder, kleine und große, harmonisch ineinander greifen, wo aber gerade deshalb sich jeder als dienend Glied ins Ganze fügen muß und in williger Unterordnung unter die Befehle seiner Ordensobern. Es ist ein großes, herrliches Werk, mit dem uns die göttliche Vorsehung betraut hat. Zum monastischen Leben gestellt sich hier das apostolische, und was gibt es Schöneres und Größeres, als nach dem Beispiele Christi und der Apostel dem Himmel unsterbliche Seelen zuzuführen?

Ein großes Werk verlangt aber auch große Opfer, ganze Männer. Wenn es nichts Kleines ist, eine afrikanische Wildnis mit ihren Dornen und Sümpfen in fruchtbares Ackerland und blühende Gärten umzuwandeln, so ist es ungleich schwieriger, aus rohen, sinnlichen Heiden und Naturmenschen wahre, opferwillige Christen zu machen. Dazu bedarf es unsäglich Arbeit und unermüdlicher Geduld. Da heißt es auf jede Bequemlichkeit verzichten und in unverdrossener Arbeit und Opferliebe, unbekümmert um Menschenlob und Menschenadel und alle Mißerfolge, treu und unentwegt seine Pflicht tun. Der wahre Missionär benötigt große sittliche Kraft, um all den Kämpfen, die von innen und außen an ihn herantreten, siegreich begegnen zu können, und ein großes weites Herz, das gerne verzeiht, großmütig die Schwächen Anderer erträgt und sich in alle Lagen und Verhältnisse zu finden weiß.

Dafür wird aber auch sein künftiger, übernatürlicher Lohn im Himmel oben um so reichlicher bemessen sein. Denn, wer die Seele seines Mitbruders rettet, bedeckt eine Menge seiner Sünden, und das göttliche der göttlichen Dinge ist es, mitzuwirken am Heile unsterblicher Seelen.

### Anmelde-Bedingungen.

1. Vor allem sind die Beweggründe bekannt zu geben, durch welche man zu dem Entschlusse, in das Kloster zu gehen, gekommen ist.

2. Angabe von Charakter und Beschäftigung sowie Vorzeigung der diesbezüglichen Zeugnisse.

3. Hat der Kandidat schon bessere Schulen besucht, möge er angeben, welche und wie weit seine Schulkenntnisse gehen; die darauf bezüglichen Zeugnisse wären bei der Anmeldung beizulegen.

4. Im allgemeinen werden in den Chor jene Postulanten aufgenommen, welche bereits kürzere oder längere Zeit Latein studiert haben. Dazu kommen noch solche, welche keine klassischen Studien gemacht, die aber der Obere für den Chor berufen erachtet.

### Spezielle Aufnahme-Bedingungen.

Zur Aufnahme in unseren Orden ist vor allem der Beruf erforderlich, ohne welchen ein Leben in einem Orden nicht denkbar ist. Der Beruf ist zu erkennen an Liebe und Neigung:

1. Zum pünktlichen Gehorsam, unter vollständiger Verzichtleistung auf den eigenen Willen,

2. zur Demut und Selbstverleugnung,

3. zur hl. Armut und zum Gebet.

Jeder Postulant muß haben:

1. Einen Tauf- und Firmchein nebst Sittenzugnis von seinem Seelsorger, letzteres vom Pfarrer versiegelt.

2. Ein ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand; solche, in deren Familie erbliche Krankheiten wie Schwinducht, Gehirnkrankheiten usw. vorkommen, können für Afrika nicht aufgenommen werden, ebenso sind auch Nerven- und in hohem Grade Augenschwache und Magenleidende von der Aufnahme ausgeschlossen.

4. Vorlage der Zeugnisse über die bisherige Beschäftigung.

5. Minderjährige müssen die schriftliche Zustimmung ihrer Eltern beziehungsweise Vormünder einleiden.

6. Solche, welche untüchtige Schulden oder Verbindlichkeiten gegen dritte Personen haben, sowie jene, die an Skrupulosität, Trübsinn oder schweren körper-



lichen Gebrechen leiden, sind von der Aufnahme ausgeschlossen.

7. Als Reisegeld für 3. Klasse Hamburg oder Köln-Durban ist erforderlich für jeden Postulanten aus Deutschland Mk. 300; aus Oesterreich Kr. 350; aus der Schweiz Fr. 350, welche Summe nach erhaltener Zulage an die Missionsvertretung einzusenden ist. In obiger Summe ist inbegriffen die ganze Verpflegung auf dem Schiffe (ausgen. Getränke) bis nach Durban. Dazu sollte jeder Postulant noch 100 M. od. 150 Kr. od. 150 Fr. je nach der Entfernung beisteuern für die Reise nach dem Hafenplatz und als Handgeld auf dem Schiffe. Die Abreise der Postulanten findet statt Anfangs April und Anfangs Oktober in 3. Klasse; wer 2. Klasse fahren will, braucht das doppelte Reisegeld. Gesuche um ganz oder teilweise freie Fahrt sind durch das zuständige Pfarramt motiviert der Missionsvertretung einzureichen.

8. Für die Reise sind erforderlich: wenigstens drei ganze Anzüge und sechsmal ganze Wäsche. Am bequemsten sind 2 feste Handkoffer mit guten Riemen zur Mitnahme des notwendigsten Reisegepädes.

9. Alle ohne Ausnahme (Priester auch die litt. dimissoriales), welche in unserem Missionskloster in den Chor eintreten und Priester werden wollen, müssen, um als Postulanten mitreisen zu dürfen, zuvor an die Missionsvertretung die litterae testimoniales (vom Ordinariate versiegelt) einsenden und zwar von dem Bischöfe ihrer Geburtsdiözese und von jedem Bischöfe, in dessen Diözese sie sich nach vollendetem 15. Altersjahr mindestens ein Jahr aufgehalten haben.

10. Chorreligiosen werden vom vollendeten 16., Konversbrüder vom vollendeten 19. Lebensjahre aufgenommen. Anmeldungen nimmt entgegen die im Vergißmeinnicht bezeichnete Vertretung.

Zum Schlusse, lieber Leser, schaue dir die Bilder der am 22. Oktober 1908 abgereisten Postulanten auf Seite 3 nochmals genau an, es sind Männer darunter, denen die Welt Vieles bot, aber sie haben alles verlassen, um alles zu erhalten, Gott in seiner unendlichen Liebe!

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Agatharied, Haunstein, Rillingen, Meckel, Eins, Basel, Michal, Hüfingen, Frankfurt a. M., Christina, Uffholz, Mering, Wiesmühl, Pfartkirchen, Erstein, Berzdorf, Jengraben, Oberforbach, Steinfeld, Stolberg, Essen, Altmersheim, Gieselscheid, Grevenbroich, Gangelst, Rheide, Schloßberg, Alen, Oberlauda.

### Gebetsempfehlungen.

Ein großes Anliegen. Eine schwer bedrängte Mutter. Verfolgte Familie. Berufs Wahl. Ein pflichtvergessender Vater. Guter Geschäftsgang. Kranker Priester. Seelenleiden. Eine glaubenslose Person. Eine Nerventränke. Befreiung von einem schlimmen Uebel. Schwachsinne. Ungeratene Söhne und Töchter. Schwere Anliegen. Mehrere Kranke. Ein Arzt um gutes Grame. Augenleidende. Befreiung einer Gemeinde. Standeswahl. Trunksüchtige. Eine bedrängte Mutter. Eine Prozesssache. Mehrere trante Kinder. Ein stud. Jüngling. Um glückliche Heirat. Um häuslichen Frieden und Befreiung eines Sohnes. Eine bedrängte Frau. Um Glück und Segen in der Familie. Um Befreiung mehrerer verfluchter Sünder. Zwei Frauen in Beinleiden. Eine Augenkrankte. Eine Gemütskrankte. Ein Mann in großer Bedrängnis. Ein trantes Mädchen.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gesendet und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Herr u. Frau Bernh. Kämpfer, Obersolden. Pauline Kremer, Körbe. Frau Maria Clemens, Aachen B. Jakob Biergans, Lendersdorf. Hermann Limphus, Steinfeld. Frau Johanna Rissen, Kalbenkirchen. Frä. Maria Magdalena Hülsen, Grefeld. Frä. Katharina Klepper, Mainz. Frau Maria Sager, Amishausen (Thurgau). Andreas Heer, Langgass. Emma Heß, Morles. Barbara Schmid, Schuppenborn. Max Bengel, Pfahlborn. Mathias Hubmann, Ingolstadt. Joh. Nep. Högel, Günzburg. Nikolaus Kint, Fr. Forst. Emilie Hofmann, Kaufbeuren. Gg. Wilh. Baumann, Stadlprf.,

Sttenheim. Theresia Stadler, Wiesent. Josef Brühwiler, Bruggle-Dufwang. Domkapitul. Wilh. Kässig u. Jos. Vogel, Breslau. Elisabetha Ries, Höchberg. Maria Anna Schäfer, Stetten. Maria Eva Müller Saar Union. Anton Brückelmayer, Siegenburg. Willibald Reiser, Haag. Karl König, Rastbach. Michael Freitag, St. Josef b. Stainz. Theres Kreuzhuber u. Ferdinand Ott, Pram, D.-Oesterr. Joh. Gartenlechner, Scharten. Mathias Fantast, Pichl. Maria Weiler, Dittersbach. Maria Hornmayer, Krems a. D. Maria Rechl u. Georg Rechl, Marburg a. D. Eva Kriepel, Linz. Hochw. P. Adrian Eichtenauer, Schlögl. Anna Garmesfeger, Wipplan Tirol. Johann Dorfer, Oberwölz. Aloisia Pfeifer, Untereichen. Theres Klausner, Anna Gschwandner u. Maria Gaupmann, Raumberg. Auguste Niklas, Wien. Peter Schmidt, Allentown, Pa. Anna Schneeweis, Glaslin, Kanj. Peter Maier, New-Hampson, Iowa. Kilian Lutz, Fronton, Ohio. Leonard Hartmann, Arthur Hartmann, Anna Willging, Franc Kohn, Georg Dressel, Johann Kleinschmitt, Josef Pitz, Nikolaus Kaufmann, Maria Steinchen, Mrs. Duche, Johann Villmeier, Christina Kaep u. Heinr. Richard, famil. in Dubuque, Iowa.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Vergißmeinnicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Zur gest. Notiz. Ende März oder anfangs April reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Anfragen sind zu richten an die Vertretung der Mission Mariannhill.

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Vergiß nicht, lieber Leser, das Abonnement zu erneuern!



**Abreißkalender pro 1909**

mit dem sehr schönen Bilde der hl. Mutter Anna kann solange Vorrat auch von unseren Vertretungen bezogen werden (mit Ausnahme von Detroit, U. S. A.) zum Preise von 50 Pf., 60 Heller, 65 centimes.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.